

Zeit & Schrift

... die
gelegene Zeit
auskaufend ...

Eph 5,16

Zwei Söhne

Seite 18

Urlaubszeit

Seite 24



Editorial

Gerechtigkeit

Peter Baake.....3

Bibelstudium

Was muss ich getan haben?

Horst von der Heyden4

Bibel im Alltag

Gegenteiliger Effekt (2): Versuch's mal indirekt!

Ulrich Müller..... 10

Zwei Söhne: Echte Bekehrung und gehorsamer Dienst

Philip Nunn..... 18

Kurzpredigt

Urlaubszeit

Peter Baake..... 24

Vorbilder

Zum 200. Geburtstag von Piero Guicciardini

Michael Schneider 26

Nachruf auf Ebi Hof

Peter Seipel 33

Die Rückseite

Auch eine Predigt

E. Carver McGriff..... 36

Zeit & Schrift

Antworten und Impulse aus der unveränderlichen Schrift – dem ewigen Wort Gottes – für unsere veränderliche Zeit

(Ulrich Weck, Gründer von Z&S)

11. Jahrgang 2008

Herausgeber und Redaktion:

Peter Baake
Im Breiten Feld 23
77948 Friesenheim
E-Mail: peterbaake@t-online.de

Michael Schneider
Talstraße 7
35394 Gießen
E-Mail: schneid9@web.de

Horst von der Heyden
Thüringer Straße 14
57299 Burbach
E-Mail: vdheyden@onlinehome.de

Bestelladresse:

Zeit & Schrift
Horst von der Heyden
Thüringer Straße 14
57299 Burbach
E-Mail: mail@zs-online.de
Tel.: (02736) 6021

Elektronische Fassung:

(kostenloser Download)
www.zs-online.de

Bankverbindung:

Zeit & Schrift – Mechthild Weck
Deutsche Bank 24 AG Berlin
BLZ 100 700 24
Konto Nr. 1492271

Verlag:

Buhl Data Service GmbH
57290 Neunkirchen/Siegerland

Bildnachweis:

www.photocase.de

Die Herstellungs- und Versandkosten betragen ca. 2 Euro je Exemplar. Sie werden durch Spenden aufgebracht.

Abgedruckte Artikel, Beiträge oder Leserbriefe geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber wieder. Sie stimmen aber mit der grundsätzlichen Haltung der Redaktion zur Heiligen Schrift überein.

Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Beiträge. Alle Einsender stimmen der kostenlosen unbeschränkten Nutzung ihrer Beiträge zu.

Gerechtigkeit

Erwartungsvoll besuchte ich eine Glaubenskonferenz zum Thema „Umgang mit der Ungerechtigkeit“ nach 1 Petr 3,13–18. Doch zum Thema Gerechtigkeit war nicht viel zu hören. Zu erlittenem Unrecht schon. Da hatte der Direktor einer Bank seinen Mitarbeiter angewiesen, im Dienst den „Jesus lebt“-Anstecker nicht zu tragen. Der Blick für wirkliches Unrecht scheint abhanden gekommen zu sein. Ob der Rechts- und Wohlstandsstaat zu sehr als ureigenstes Recht deutscher Christen wahrgenommen wird?

Gerechtigkeit – Recht – BGB; *justitia distributiva*

In westlicher Denkweise verstehen wir Recht meist in der Durchsetzung dieser Gedankenkette und erwarten, dass sich so Gerechtigkeit einstellt – Recht so! Das geschriebene Recht verhilft zur Gerechtigkeit. So ist unser Zusammenleben geregelt. Aber nur für die, die „drin“ sind.

***zedaka* – Gerechtigkeit**

So der Begriff, der im Alten Testament verwendet wird und die Gerechtigkeit meint, die innerhalb einer Gruppe, einer Gemeinschaft, eines Clans, eines Volkes gilt. Das geschriebene Recht, die Thora, war nicht ungültig, im Gegenteil; ihre Auslegung aber ergab sich aus dem Verständnis der Gemeinschaft und der anerkannten Oberen. So fand sich der Israelit in seiner Lebenswelt zurecht. Auf ein ganzes Volk angewandt, führt dies im positiven Sinn zu einer echten Bürgergemeinschaft oder zum Reich Gottes.

Menschen, Christen

Persönlich können wir Menschen vor Gott aus eigener Anstrengung keine

Gerechtigkeit erlangen. Wir werden aber „gerechtfertigt aus Glauben“.

Auch in der Gemeinschaft der Christen geht es um Gerechtigkeit. Die kommt von unserem Herrn Jesus Christus. Er legt dieser Gemeinschaft das neue Gebot, „*dass ihr einander liebt*“, zugrunde.

Verantwortung gegenüber den Schwachen

Menschen haben als Geschöpfe Gottes Rechte – einen Grundanspruch auf Gerechtigkeit. Menschen in Notlagen und Menschen in unterdrückten Gruppen brauchen Hilfe. Die Schwachen der Gesellschaft (Alte und Kinder) können unsere Zuwendung erwarten. Und nicht zuletzt sind es die Migranten, die auf unser Wohlwollen hoffen. Sie suchen ein Stück an unserer selbstverständlichen Sicherheit und am Wohlstand teilzuhaben.

Gerade sie hat ja Petrus in seinem Brief im Blick, als die doppelt Geplagten. Sie lebten als Menschen mit einem jüdischen Lebenslauf in fremder Umgebung. Und sie waren als Christen ein kaum anerkannter Teil des römischen Staates.

Auch heute sind sie allgegenwärtig – Menschen, die anders sind als unsere Nachbarn und Arbeitskollegen, in der Gemeinde, oder, noch auf den Anerkennungsstatus wartend, im Asylantenheim.

Vielleicht warten sie ja nicht nur auf ein Stück Wohlstand, ein Stück Lebensrecht und -sicherheit, sondern auch auf die gute Botschaft von Jesus Christus. Dann gilt's, wie Petrus, Verantwortung zu übernehmen.

Peter Baake

Was muss ich getan haben?

Der Mann war sich seiner Sache sicher. Schließlich hatte er bei namhaften Lehrern die heiligen Schriften studiert und war mittlerweile selbst ein angesehener Schriftgelehrter. Gerade in der Auslegung der Thora hatte er sich hervorgetan. Er kannte die 613 Gebote ebenso wie deren Deutung durch die maßgeblichen Rabbinen. Heute hatte er sich vorgenommen, diesen Wanderprediger aus Nazareth einmal gründlich aufs Korn zu nehmen. Obwohl er sich zusammenriss und sich nichts anmerken ließ, ärgerte es ihn insgeheim, dass der sich anmaßte, das Volk zu unterweisen und die Schriften auszulegen. Und dass er sich dabei nicht mal um die tradierte Lehrauffassung scherte, sondern eigenständig interpretierte, das wurmte ihn besonders.

„Lehrer, was muss ich getan haben, um ewiges Leben zu ererben?“ (Lk 10,25). Im Alten Testament findet sich der Begriff „ewiges Leben“ noch nicht, im Neuen Testament spielt er eine zentrale Rolle als Ergebnis des Glaubens an den Sohn Gottes. Vielleicht hatte der Herr schon früher vom ewigen Leben gesprochen, was zwar im NT nicht überliefert, von dem Gesetzgelehrten aber möglicherweise registriert worden war. Und der wollte nun wissen, welche Leistung zu erbringen war, um dieses Leben zu erwerben. Damit reihte er sich korrekt in die Reihe derer ein, die der jüdischen Tradition verhaftet waren, in der es weniger um Glauben und Gnade ging als um Belohnung, die aufgrund von Werken erworben wurde.

Dabei ist es bemerkenswert, dass der Fragesteller die Zeitform des Perfekts wählt, also auf ein (einmaliges) Verhalten abhebt, das in der Vergangenheit geschehen ist und in der Zukunft belohnt wird. Er geht also offenbar davon aus, dass das einmal geschehene Verhalten abgeschlossen

ist und nicht andauernd und fortwährend sein müsse, aber dennoch in der Zukunft als Frucht das ewige Leben zeitige.

Interessant ist dabei, dass er den Herrn „Lehrer“ nennt, also mit dem Titel anredet, den er eigentlich für sich selbst beanspruchte. Dass es sich dabei um eine gewisse Ironie handeln könnte, dürfen wir sicher annehmen, vielleicht verbunden mit der Überlegung, dass der Angesprochene durch diese Anrede eher geneigt wäre, sich in ein Gespräch verwickeln und versuchen zu lassen. Denn darum ging es ihm, wie Lukas eindeutig vermerkt. Er wollte den Herrn in eine Falle locken. Und damit befand er sich in guter Gesellschaft: Im letzten Vers des folgenden Kapitels heißt es nämlich von den Pharisäern und Schriftgelehrten: „Sie lauerten auf ihn, etwas aus seinem Mund zu erjagen“ (11,54).

Umso erstaunlicher, dass der Herr, der doch seinen Gesprächspartner kannte und dessen Ansinnen durchschaute, auf die Frage einging: „Was steht in dem Gesetz geschrieben? Wie

liest du?“ (V. 26). Erging nicht dadurch auf ihn ein, dass er ihn zurechtwies oder gar bloßstellte: Der Herr fragte ihn das, was er als Gelehrter kennen musste oder zu kennen vorgab. Und er fragte ihn so, dass er antworten musste – und dabei genötigt war, die heiligen Schriften zu zitieren.

Und dann sprudelte es aus ihm heraus: *„Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deiner ganzen Kraft und mit deinem ganzen Verstand, und deinen Nächsten wie dich selbst“* (V. 27).

Der Schriftgelehrte kannte die Schriften. Und er wusste nicht nur, wo etwas stand, er kannte auch die Zusammenhänge. Denn das, was er hier sagte, steht in dieser Zusammenstellung gar nicht in der Thora. Es ist eine Kombination aus zwei Versen, nämlich aus dem 5. und dem 3. Buch Mose (5Mo 6,5 und 3Mo 19,18).

Er kannte aber nicht nur die Schriftstellen, sondern auch deren Deutung durch die eigene Zunft. Und weil er wusste, wie diese Stellen auszulegen waren und wie demzufolge die korrekte Reihenfolge sein musste, zitierte er zuerst aus dem fünften und danach aus dem dritten Buch.

Aber nicht nur das: Er wusste auch, dass die Befolgung dieser Anordnungen mit der Verheißung des ewigen Lebens zu tun hat. Dies ist umso erstaunlicher, als beide Stellen für sich genommen diese Verbindung eigentlich nicht erkennen lassen, weil sie jeweils nicht mit der Verheißung des Lebens verbunden sind.

Der göttliche Maßstab

Doch gerade diese beiden Aspekte, die in dieser Verskombination von dem Gelehrten zusammengeführt wurden, bilden in der Tat die Quintes-

senz sowohl der vormosaïschen Geschichtsschreibung als auch der mosaïschen Gesetzgebung insgesamt: In ihnen wird nämlich das Verhalten des Menschen – zum einen gegenüber dem allmächtigen Schöpfergott (vertikale Richtung) und zum anderen gegenüber seinen Mitmenschen (horizontale Richtung) – nach göttlichem Maßstab geregelt.

Von Noah wird z. B. gesagt, dass er im Unterschied zu seinen Zeitgenossen, die den Zorn Gottes auf sich geladen hatten, in beiden Aspekten untadelig war: *„Noah war ein gerechter, vollkommener Mann unter seinen Zeitgenossen“* (horizontal) und *„Noah wandelte mit Gott“* (vertikal) (1Mo 6,9). Und Abraham, den Gott auswählte, um den Völkern zu zeigen, was er sich unter der Beziehung zwischen Gott und Mensch vorgestellt hatte, wurde von ihm selbst aufgefordert: *„wandle vor meinem Angesicht“* (vertikal) *„und sei vollkommen“* (horizontal) (1Mo 17,1).

Der Herr selbst hat übrigens diese beiden Aspekte menschlichen Verhaltens mehrfach eingefordert und zusammenfassend dargestellt, als er – ebenfalls von einem ihn versuchenden Gesetzgelehrten – gefragt wurde: *„Lehrer, welches ist das große Gebot in dem Gesetz? Er aber sprach zu ihm: ‚Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deinem ganzen Verstand.‘ Dieses ist das große und erste Gebot. Das zweite aber, ihm gleiche, ist: ‚Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.‘ An diesen zwei Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten“* (Mt 22,36–40).

So gesehen war die Frage des Schriftgelehrten also eine rein scholastische Prüfungsfrage. Er wollte wis-

sen, ob der Herr die Auslegung der alten Schriften bezüglich dieser Kardinalfrage menschlicher Existenz kannte. Und der Herr bestätigte nicht nur ihn: „*Du hast recht geantwortet; tue dies, und du wirst leben*“ (V. 28), sondern genau das, was im AT an vielen Stellen verheißen wird: „*Meine Satzungen und meine Rechte sollt ihr beobachten, durch welche der Mensch, wenn er sie tut, leben wird. Ich bin der HERR*“ (3Mo 18,5). Und damit bekräftigte der Herr das mosaische Gesetz und enttäuschte gleichzeitig den Schriftgelehrten, der anderes erwartet hatte: „*Indem er aber sich selbst rechtfertigen wollte, sprach er zu Jesu: Und wer ist mein Nächster?*“ (V. 29)

Die Frage, die er vorgebracht hatte, war zufriedenstellend beantwortet worden – vorausgesetzt, man geht von einer echten Fragestellung aus. Dass es hier letztlich nicht um eine echte, sondern um eine rhetorische, instrumentalisierte ging, wird aus dieser Nachfrage deutlich.

Und noch etwas anderes: Denn indem er sich bei seiner neuen Fragestellung nur auf den horizontalen Bereich bezieht, verdeutlicht er seine Selbstzufriedenheit in vertikaler Richtung. Offenbar glaubte er, dass er in dieser Beziehung durchaus mit Gott im Reinen und nur die Frage nach dem Nächsten noch zu klären sei.

Dabei allerdings stellte er sich selbst ein Bein. Denn „der Nächste“ spielte in der jüdischen Tradition eine herausragende Rolle. Im AT kommt der Terminus in mehr als 100 Versen vor – und die Schriftgelehrten wussten ihn trefflich zu deuten!

„Der Nächste“ innerhalb des Judentums war zunächst einmal der Angehörige des eigenen jüdischen Volkes, das in dieser Beziehung eine durchaus intakte Solidargemeinschaft bil-

dete. Aber auch der Fremde, der Heide, der in den Grenzen des jüdischen Volkes lebte, wurde dieser fürsorglichen Gemeinschaft teilhaftig. Nur mit den Samaritern verhielt es sich in dieser Beziehung anders, d. h. es gab eigentlich gar keine Beziehung mit den Menschen aus Samaria. Die Rabbinen hatten jeglichen Kontakt verboten, und so mied man nicht nur jede Gemeinschaft mit ihnen, man verachtete sie vielmehr nach Kräften – obwohl durchaus verwandtschaftliche Beziehungen zu ihnen bestanden. Alle übrigen Menschen waren in irgendeiner Weise Nutznießer des Beziehungsgeflechts, das sich auf den Nächsten gründete und allgemein anerkannt wurde.

Lukas weist auf diesen Sachverhalt mit der Bemerkung hin, dass der Gelehrte sich selbst rechtfertigen wollte. Dass diese Absicht aber letztlich nicht erfüllt wurde, lag an der Geschichte, die der Herr nun erzählte.

Ein gewisser Mensch

„*Ein gewisser Mensch ging von Jerusalem nach Jericho hinab und fiel unter Räuber*“ (V. 30). Der Herr konfrontierte den Gelehrten mit einem „gewissen“ Menschen, von dem nur ein einziges Merkmal bekannt ist, nämlich dass er von Jerusalem nach Jericho hinabging. Dies ist zunächst einmal wörtlich zu verstehen, denn Jericho liegt etwa 1000 m tiefer als Jerusalem. Dann aber vor allem auch allegorisch: Dem Herrn ging es darum, deutlich zu machen, dass hier jemand aus der Stadt Gottes in eine Stadt wechselte, die nach dem Willen Josuas (Gottes?) eigentlich gar nicht mehr hätte existieren dürfen (Jos 6,26).

Wer oder welcher Art die Räuber waren, unter die der Hinabgehen-

de fiel, wird nicht gesagt, sie werden nicht einmal mit Artikel benannt. Ihre Existenz in dieser Geschichte ist nur insofern wichtig, als es sie gab und sie den „Hinabgehenden“ schädigten. Und für den waren sie die Konsequenz für die von ihm eingeschlagene Richtung. Die Misshandlungen, die der Mann erdulden musste, sind nicht ungewöhnlich für einen, der überfallen wird. Und sie bestätigen die Absicht, die mit dieser Begebenheit verdeutlicht werden soll: Es geht nicht um den (materiellen) Vorteil, den Räuber aus einem Überfall ziehen könnten. Es geht ausschließlich um den Schaden – und zwar sowohl den körperlichen als auch den geistigen –, den ein aus der Nähe Gottes Weggehender zu erwarten hat.

Ein gewisser Priester

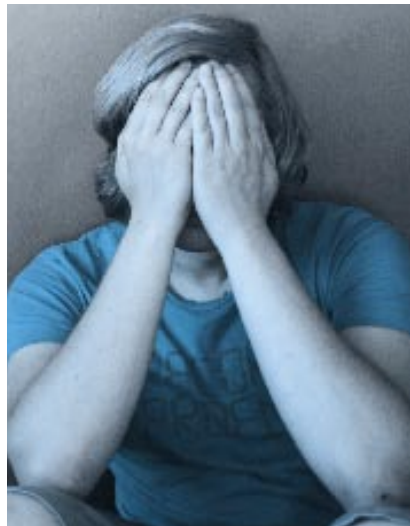
„Von ungefähr aber ging ein gewisser Priester jenes Weges hinab; und als er ihn sah, ging er an der entgegengesetzten Seite vorüber. Gleichermassen aber auch ein Levit, der an den Ort gelangte, kam und sah ihn und ging an der entgegengesetzten Seite vorüber“ (V. 31f.). Die Adverbien „von ungefähr“ und „gleichermassen“ deuten an, dass die beiden genannten Personen eigentlich in keinem Zusammenhang mit dem Menschen standen, der unter Räuber gefallen war, sondern eher zufällig mit ihm zusammenstießen. Bemerkenswert aber, dass sowohl der Priester als auch der Levit, die den jüdischen Klerus repräsentieren, den Weg nach Jericho eingeschlagen hatten. (Dem Priester oblag die gottesdienstliche Verantwortung für die jüdischen Mitbürger, der Levit diente im Gottesdienst und lebte von den Zuwendungen derer, denen er diente.) Beide verließen also ihre angestammten Plätze in der Gegenwart Gottes.

Aber sie verließen nicht nur Jerusalem, sie ignorierten auch die ihre Religion kennzeichnende Solidarität mit- und die Fürsorgeverpflichtung füreinander. Und sie kamen dieser Verpflichtung nicht nur nicht nach, sie wandten sich auch bewusst von dem ab, dem ihre Hilfe hätte gelten sollen, und wechselten zur anderen Straßenseite. Die Elberfelder Bibel macht das durch ihre Wortwahl besonders deutlich: Die beiden gingen eben nicht nur einen anderen (eventuell auch möglichen) Weg weiter, sondern „an der entgegengesetzten Seite vorüber“.

Im Gegensatz dazu trat nun ein Mann auf, der weder vom Klerus noch überhaupt zum jüdischen Volk gehörte:

Ein gewisser Samariter

„Aber ein gewisser Samariter, der auf der Reise war, kam zu ihm hin; und als er ihn sah, wurde er innerlich bewegt; und er trat hinzu und verband seine Wunden und goss Öl und Wein darauf; und er setzte ihn auf sein eigenes Tier und führte ihn in eine Herberge und trug Sorge für ihn. Und am folgenden Morgen [als er fortreiste]



zog er zwei Denare heraus und gab sie dem Wirt und sprach [zu ihm]: *Trage Sorge für ihn; und was irgend du noch dazu verwenden wirst, werde ich dir bezahlen, wenn ich zurückkomme*“ (V. 33–35).

Die Bedeutung dieser drei Verse liegt in dem Einleitungswort „aber“ und dem Hinweis auf die Volkszugehörigkeit des dritten Passanten. Dieser Dritte war auf der Durchreise. Und da in seinem Fall die Richtung nicht angegeben wird, war er möglicherweise in der umgekehrten Richtung unterwegs. Dann gab es in der Geschichte also jemanden, der gegen den allgemeinen Trend und gegen den Strom schwamm – nicht alle befanden sich auf der Rolltreppe abwärts. Und ausgerechnet der, der sich abhob, war ein Samariter, also einer, der im Ansehen der Juden in der untersten Schublade ansiedelt war.

Zunächst geht es dem Herrn also offenbar darum, deutlich zu machen, dass die oben erwähnte menschliche (horizontale) Beziehungsebene sich nicht auf das eigene Volk beschränkt, sondern gerade auch denen gilt, die zu den Verachteten gehören – und in diesem konkreten Fall sogar von den Samaritern gegenüber den sie verachtenden Juden praktiziert wurde.

Darüber hinaus geht es Jesus aber auch darum, aufzuzeigen, dass die menschliche Beziehung nicht nur auf einer rational-nüchternen, sondern vielmehr auch auf einer emotional-teilnehmenden Ebene abläuft. Das Verbinden der Wunden hätte auch aufgrund einer analytischen Diagnose erfolgen können, doch Lukas betont ausdrücklich, dass sie erfolgte, nachdem der Samariter „*innerlich bewegt*“ war.

Das Besondere an dieser Geschichte aber ist nicht nur die Schilderung der im Gesetz geforderten Hilfeleistung, sondern die weit über das Gesetz hinausgehende Fürsorge für die Gesundung des Gefallenen. Nach den Regelungen der Solidargemeinschaft hätte in diesem Fall auch der Wirt seinen Beitrag leisten müssen, was aber der weit über die gesetzliche Regelung handelnde Ausländer nicht zuließ: Er war nicht nur bereit, für die Erstversorgung aufzukommen, auch die Wiederherstellung des Überfallenen lag ihm ausdrücklich am Herzen. Dazu trat er sogar in Vorleistung und stellte sozusagen einen Blankoscheck aus für alle weiteren, vom Herbergswirt als notwendig angesehenen Behandlungen.



Der Nächste

Diese einfach strukturierte Geschichte hatte weit mehr Tiefgang, als der Gesetzgelehrte als Antwort auf seine Frage erwartet haben mochte. Er muss sie eher als Provokation denn als Information empfunden haben, insbesondere als ihn der Herr abschließend fragte: „*Wer von diesen dreien dünkt dich der Nächste gewesen zu sein von dem, der unter die Räuber gefallen war?*“ (V. 36)

So hatte er sich die Begegnung mit diesem Rabbi nicht vorgestellt. Er hatte die Fragen stellen wollen, und nun sah er sich selbst aufgefordert, aus dieser Geschichte schlussfolgernd eine Antwort zu geben – und zwar bezogen auf seine eigene Fragestellung.

Dabei ist die Formulierung dieser Aufforderung äußerst bemerkenswert, weil sie mit einem Perspektivenwechsel verbunden ist: Der Gelehrte hatte nach seinem Nächsten gefragt, also nach dem, den er ggf. lieben sollte wie sich selbst, dem er ggf. helfen oder den er ggf. unterstützen sollte. (Das „ggf.“ hatte er zwar so nicht gesagt, es entsprach aber durchaus seiner Überzeugung.) Der Herr drehte nun die Richtung um und fragte nach dem Nächsten desjenigen, dem geholfen worden war.

„*Er aber sprach: Der die Barmherzigkeit an ihm tat*“ (V. 37). Dem Gelehrten blieb nichts anderes übrig als zuzugeben, dass nicht die eigenen Leute, sondern vielmehr ein Samariter dem mosaischen Gebot entsprochen hatte und zum Nächsten dessen geworden war, der unter die Räuber gefallen war. Dass er diesen dabei nicht konkret benannte, sondern ihn stattdessen als den bezeichnete, „*der die Barmherzigkeit an ihm tat*“, war seiner Sozialisation geschuldet und soll ihm nicht weiter angelastet werden.

Auch der Herr tadelte die Umschreibung nicht, im Gegenteil, er griff die Antwort auf und verband sie mit einem Auftrag. Und der galt nicht nur dem Fragesteller: „*Gehe hin und tue du desgleichen*“ (V. 37).

Eine Geschichte – mehrere Deutungen

Das Faszinierende an dieser Geschichte liegt in der Mehrdimensionalität ihrer Deutung.

- Zum einen geht es hier um die konkrete Antwort auf eine (rhetorische) Frage: Ich bin immer der Nächste dessen, der gerade meine Hilfe braucht.

- Darüber hinaus geht es um die Aufhebung territorialer, nationalstaatlicher oder ethnischer Grenzen: Sie spielen keine Rolle bei der Beantwortung der Frage, wer mein Nächster ist oder wem ich Nächster bin. Bezogen auf die horizontale Ebene sind sie vollkommen unerheblich.

- Letztlich verweist der Herr durch diese Erzählung auch auf das universale, weltgeschichtlich bedeutsamste Ereignis der Menschheitsgeschichte, in dem er selbst die Hauptrolle spielt: Ausnahmslos alle Menschen haben sich durch bewussten Entschluss von Gott entfernt. In ihrer Entfremdung von Gott geraten sie in den Einflussbereich Satans, der sie schlägt und erheblich verwundet. Halbtot geschlagen, sind sie nicht in der Lage, sich selbst zu retten, sondern dazu verdammt, hilflos ihr frühzeitiges Ende zu erwarten – wenn da nicht einer gekommen wäre, mit dem sie eigentlich gar nichts zu tun haben wollten, der sich aber durch ihre Ablehnung nicht abhalten ließ, ihr Nächster zu sein, selbstlos zu helfen und Rettung zu bringen – und diese mit dem eigenen Leben zu bezahlen.

Horst von der Heyden

Gegenteiliger Effekt (2)

„Versuch’s mal indirekt!“

An manchen Stellen klafft ein tiefer Widerspruch zwischen dem, was Christen glauben, und dem, was in der restlichen Gesellschaft gilt. Wie Gläubige leben, widerspricht nicht selten der allgemeinen Gewohnheit. Gottes Maßstäbe sind den menschlichen Regeln, Erkenntnissen und Einschätzungen häufig diametral entgegengesetzt.

1. Entgegengesetzte Maßstäbe

„Die Bibel ist euer Fundament? Hat die moderne Theologie dieses Fundament nicht zum Wackeln gebracht?“ – „Ihr glaubt an einen Schöpfer? Die Evolution braucht doch überhaupt keinen Gott!“ – „Ihr glaubt an die lebenslange Ehe zwischen Mann und Frau und lehnt Homosexualität ab? Wo lebt ihr? Ihr seid so naiv! Peinlich! Rückständig!“ – Christen, die es ernst meinen, stehen manchmal ziemlich im Gegenwind.

Uta Ranke-Heinemann formulierte einmal bissig: „Ich weiß nicht, ob die Frommen eher verrückt werden oder die Verrückten eher fromm.“ Ja: wer glaubt, obwohl vieles dagegen spricht, erscheint in der Tat verrückt! Wer liegt jetzt falsch? Wessen Maßstäbe gelten?

Diese Frage ist nicht erst im 21. Jahrhundert aufgetaucht. Es ist bezeichnend, dass eine der ältesten bekannten Christus-Darstellungen eine Karikatur ist. Eine römische Wandkritzelei aus dem 1. oder 2. Jahrhundert n. Chr. zeigt den gekreuzigten Jesus mit Eselskopf, davor einen anbetenden Mann. Darunter stehen in krakeliger griechischer Schrift die spöttischen Worte: „Alexamenos betet [sein] Gott an“. Mit der Ritz-Zeichnung verhöhnt jemand einen Christen – für

ihn ist der Glaube an einen Gott, der Mensch wird, um zu sterben, eine Eselslei. Ein Gekreuzigter ist in den Augen eines normal denkenden römischen Menschen ein Verbrecher, zumindest ein Versager. Ein Gott, der Mensch wird und sich kreuzigen lässt, muss folglich ein Esel sein. Und wer an ihn glaubt, erst recht.

Gehen wir noch ein paar Jahrzehnte weiter zurück: Ungefähr zwischen 54 und 56 n. Chr. schreibt Paulus in seinem ersten Brief an die Christen in der griechischen Metropole Korinth ein paar Hinweise zu der Frage, wessen Maßstäbe gelten. Korinth war eine moderne Stadt, in der klar andere



Werte als die der Christen gelebt wurden. Was macht Paulus? Zeigt er den Korinthern auf, dass sich der Glaube doch irgendwie in die Maßstäbe der Umwelt integrieren lässt? Zeigt er gedanklich eine goldene Brücke auf oder Wege zu einem tragfähigen Kompromiss?

Nein, er hält fest: Die Maßstäbe sind und bleiben genau entgegengesetzt. Paulus streitet nicht ab, dass der Glaube den Maßstäben der Welt eklatant widerspricht. Er versucht nicht, zwischen göttlichen und menschlichen Maßstäben zu vermitteln. Er arbeitet in 1 Kor 1,18–31 die Unterschiede heraus: Die Botschaft von Jesu Kreuzestod muss alsbarer Unsinn, als „Eselei“ erscheinen. *„Gott erscheint törricht – und ist doch weiser als Menschenweisheit. Gott erscheint schwach – und ist doch stärker als Menschenkraft“* (V. 25).

2. Gegenteilige Effekte

Paulus beschreibt hier einen gegenteiligen Effekt: Gottes Weisheit muss intelligenten Korinthern absolut lächerlich vorkommen! Paulus sagt aber, dass die Glaubenden, die der Welt naiv vorkommen, letztlich Recht behalten werden. Er findet deutliche Worte, er sagt: Gott lässt alle furchtbar alt aussehen, die meinen, sie hätten die Weisheit mit Löffeln gefressen. Und die, die schwach aussehen, sind die, die wirklich Kraft haben.

Aus dem genannten Text und einigen anderen Stellen lassen sich gegenteilige Effekte zwischen menschlichen und göttlichen Maßstäben herausfiltern. Ich möchte im Folgenden vier davon vorstellen, vier klare Unterschiede zwischen dem Maßstab derjenigen, die an Gott glauben, und dem Maßstab derjenigen, die den Glauben dumm und rückständig finden.

2.1. Als scheinbar Dumme handeln Glaubende klug

In Joh 9 findet sich eine fast schon skurrile Geschichte: Ein Blindgeborener begegnet Jesus. Die Umstehenden diskutieren sofort, warum gerade der blind geboren wurde. Jesus dagegen rührt einen unsterilen Brei aus Spucke und Staub, streicht das dem Blinden in die Augen und sagt ihm: „Wasch dich!“ Der Blinde vertraut ihm und hält sich strikt an die Anweisung. Und auf einmal kann er sehen!

Sofort geht das Theater los, alle diskutieren wild: Darf dieser Wunderguru überhaupt am gesetzlich vorgeschriebenen Feiertag heilen? Handelt es sich um eine Verwechslung? (Hat der Blinde einen Zwilling Bruder?)

Sofort wird der Geheilte vor eine theologische Expertenkommission zitiert. Kleinkarierte Fragen stellen sie ihm: „Hör mal, wie kann ein Mensch solche Wunderheilungen zustande bringen?“ – „Sag mal, was hältst du von dem Typen, der dich geheilt hat: Ganz koscher ist der nicht, oder?“

Und auf all die bohrenden Fragen sagt der Blindgeborene nur ganz schlicht: „Leute, ihr habt viele Fragen. Ich habe keine Antworten. Ich weiß nur eins: Ich war krank und bin jetzt geheilt!“

Dieser einfache Mensch argumentiert die geistliche Elite in die Ecke. Das ist fast schon lustig, wie der Geheilte den Pharisäern argumentativ die Luft rauslässt. Die fragen ihn: „Das ist doch ein Hochstapler, dieser Jesus, oder?“ Und der Geheilte antwortet: „Komisch, dass *ihr* Experten nicht wisst, wer dieser Jesus ist; das muss doch ein besonderer Mensch sein, dass Gott durch ihn wirkt. Religion ist doch euer Spezialgebiet?!“ Und die Pharisäer laufen rot an und toben, weil sie merken, wie er sie ausspielt:

„Du Amateur willst uns Profis belehren?“ (V. 34)

Ja, dieser Ungebildete weiß es besser (vgl. Mt 11,25; 1Kor 1,26f.). Er hat nicht Theologie studiert, aber er hat Gott erlebt. Direkt. Hautnah. Der Laie weiß mehr als die Hochgebildeten. Glaube muss eben vor allem erfahren und erlebt, nicht diskutiert werden!

Eine andere Geschichte verläuft ähnlich: In Apg 4 wird geschildert, wie Petrus und Johannes verhaftet werden, vor dem hohen jüdischen Rat stehen und beschuldigt werden. Zwei Fischer vor gebildeten Theologen. Ungleiches Duell, oder? Aber die beiden reden und antworten in Vollmacht. Da passiert etwas: Gott spricht durch die beiden. Gott wirkt. Gottes Macht zeigt sich. Es trifft die Zuhörer mitten ins Herz. Petrus und Johannes verteidigen sich mit großer Sicherheit, obwohl sie einfache Leute (4,13) und keine Gelehrten sind, weil sie erfüllt sind vom Heiligen Geist (4,8). Die Ankläger können nichts dagegen sagen. Sind sprachlos. Sie wundern sich, dass dahergelaufene Fischer so überzeugend wirken können.

Wer durch Gottes Weisheit geprägt ist, ist klug und weise, auch wenn die Experten der Welt anderer Meinung sind (1Kor 2,14f.). Glaubende liegen richtig, auch wenn sie gegen menschliche Vernunft glauben und handeln. Paulus hält fest: *„Niemand soll sich etwas vormachen! Wenn es welche unter euch gibt, die sich nach den Maßstäben dieser Welt für weise halten, müssen sie erst töricht werden nach diesen Maßstäben, um wirklich weise zu sein. Was die Menschen für Tiefsinn halten, ist in den Augen Gottes Unsinn“* (1Kor 3,18f.).

Um eins klarzustellen: „Paulus hat wirklich nichts gegen Bildung, son-

dern gegen Einbildung“ (Siegfried Lodewigs). Ihm ist es wichtig, dass wir uns nicht auf unsere menschliche Klugheit verlassen (Röm 12,16). Was wir brauchen, ist die *„Weisheit, die von oben kommt“* und sich dadurch zeigt, dass sie sich positiv auf die Umgebung auswirkt (Jak 3,13–18; Kol 1,9f.). Gottes Weisheit ist eben nicht gedankliche, theoretische Weisheit, sondern sie ist praktisch erlebbar: sie bringt gute Ergebnisse und Fortschritte hervor.

Es geht nicht darum, Gott oder theologische Theorien zu verstehen oder erklären zu können. Es geht nicht darum, Gott wissenschaftlich zu untersuchen, sondern ihn zu *erleben!* Logik, Plausibilität und wissenschaftliche Erkenntnis stehen nicht über Gottes Wort. Nebenbei: Ich bin mir sicher, dass man für die Evolutionstheorie genauso viel Glauben braucht wie für die Schöpfungsgeschichte.

Nach menschlichen Maßstäben ist es naiv und dumm, der Bibel zu glauben (z. B. was die Schöpfungsgeschichte, die Wunder, die Auferstehung betrifft). Aber wir müssen umdenken, hier gilt ein gegensätzlicher Effekt: Vermeintliche „Dummheit“ ist manchmal klug nach Gottes Maßstäben!

Du willst klug handeln und leben? Versuch’s mal indirekt: Du liegst richtig, du erlebst Gottes Weisheit, wenn du glaubst und tust, was manchmal nach menschlichen Maßstäben dumm und naiv ist. Paulus macht uns Mut, konsequent zu sein: *„Darum achtet genau auf eure Lebensweise! Lebt nicht wie Unwissende, sondern wie Menschen, die wissen, worauf es ankommt. Nutzt die Zeit; denn wir leben in einer bösen Welt. Seid also nicht uneinsichtig, sondern begreift, was der Herr von euch erwartet“* (Eph 5,15–17).

2.2. Vermeintliche „Schwachheit“ macht Glaubende stark

Wer Joschka Fischers Wandlung vom Steinewerfer und Taxifahrer zum Außenminister und Professor mit Stauen verfolgt hat, dürfte bei der Biografie von Paulus vollkommen sprachlos werden. Er entwickelt sich vom gebildeten jüdischen Theologen und fanatischen Christenhasser zum bekanntesten christlichen Autor, prägenden Missionar, radikalen Prediger und Coach. Paulus ist die überragende Figur der ersten christlichen Gemeinden.

Dieser prägende Leiter, dessen Missionserfolge einmalig sind, dessen Briefe den ersten Gemeinden so wichtig und hilfreich sind, dass sie diese immer wieder von Hand abschreiben und untereinander austauschen – dieser Paulus prahlt nicht mit seinen Kenntnissen oder Leistungen. Paulus verweist im zweiten Brief an die Korinther aber geradezu mit Stolz auf seinen großen Schwachpunkt. Er verweist auf ein chronisches Problem, das ihm zu schaffen macht („Stachel im Fleisch“). Paulus litt offenbar unter einer schmerzhaften Körperbehinde-

rung, einer schwerwiegenden Beeinträchtigung (2Kor 12,7ff., Gal 4,13). Aber er betont (2Kor 12,9f.): *„Der Herr hat zu mir gesagt: ‚[...] Je schwächer du bist, desto stärker erweist sich an dir meine Kraft.‘ Jetzt trage ich meine Schwäche gern, ja, ich bin stolz darauf, weil dann Christus seine Kraft an mir erweisen kann [...] – gerade wenn ich schwach bin, dann bin ich stark.“*

Paulus hat erfahren: Wenn er mit seinem Latein am Ende ist, nicht mehr weiter weiß, an seine Grenzen stößt, gerade dann ist er stark. Genauer: gerade dann ist Gott stark in ihm.

Unsere Lücken sind Gottes Ansatzpunkte. Wo wir nach menschlichen Maßstäben am verletzlichsten sind, da zeigt sich häufig Gottes Kraft am größten. Wo wir scheinbar eine Niederlage erleiden, zeigt sich oft Gottes Sieg. Nie sah ein Gott schwächer aus als am Kreuz. Ein Gott, der Mensch wird und stirbt, bietet in der Tat eine reizvolle Vorlage für eine gehässige Karikatur. Und doch feiert Jesus sterbend am Kreuz den größten Sieg.

Paulus macht uns Mut, Schwachheit zu zeigen. Gerade wenn wir nach den Maßstäben der Welt schwach ausse-



hen, kann Gott seine Kraft entfalten. Wir sehen z. B. schwach aus, wenn wir jemanden um Verzeihung bitten. Vor kurzem erzählte eine Frau aus meiner Gemeinde, sie habe eine Kollegin unabsichtlich verletzt. Daraufhin sei sie abends zu ihr hingefahren, um sich zu entschuldigen. Das kostet Mut! Stark ist man eigentlich, wenn man alles aussitzt. Wenn man sich entschuldigt, gibt man sich wirklich eine Blöße, man ist so schwach, dass einem manchmal die Beine bibbern. Gerade dieser Mut zur Schwachheit hat aber in diesem Fall weitere Türen geöffnet und sich positiv ausgewirkt.

Wir müssen umdenken: Wir sind nicht stark, wenn wir auf unsere Kraft bauen, unsere Intelligenz, unser Geld, unsere Erfahrung, unsere Kontakte ... Gerade wenn wir besonders stark tun, sind wir oft ziemlich verletzlich hinter der harten Fassade.

Du willst stark sein? Versuch's mal indirekt: Du erlebst manchmal Gottes Stärke in deinem Leben, wenn du nach menschlichen Maßstäben kraftlos und hilflos wirkst. Hier gilt häufig ein gegensätzlicher Effekt: Vermeintliche „Schwachheit“ macht uns stark!

2.3. Wir gewinnen das Leben, wenn wir es aus der Hand geben

Nach menschlichem Maßstab gilt folgendes Motto: Jeder nimmt sein Leben selbst in die Hand und schaut, wie er das Maximale herausholen kann. Jeder ist sich selbst der Nächste. „Ich muss zuerst einmal schauen, dass es mir gut geht. Man lebt schließlich nur einmal.“

Wir stehen am Ende dumm da, wenn wir alles auf ein Ziel ausrichten, das sich an menschlichen Maßstäben orientiert. Was hilft mir die Konzentration auf meine Karriere, wenn ich irgendwann durch eine Krankheit lahmge-

legt werde? Was habe ich davon, das Leben förmlich „aufzusaugen“ über wechselnde intime Bekanntschaften, wenn das, was bleibt, Verletzungen und Narben sind?

Jesus spricht auch hier von einem gegenteiligen Effekt. Er sagt: *„Wer an seinem Leben festhält, wird es verlieren. Wer aber sein Leben loslässt, wird es für alle Ewigkeit gewinnen“* (Joh 12,25).

Unser Leben wird erst dann wirklich sinnvoll und lebenswert, wenn nicht eigene Pläne und Ziele, sondern Gottes Ziele mit uns im Vordergrund stehen. Wir gewinnen echtes, unvergängliches Leben – hier auf der Erde und später nach dem Tod –, wenn wir unser Leben an Jesus abgeben, es in seine Hände legen, ihn bestimmen lassen. Wir profitieren davon, nach seinen Maßstäben zu leben, weil wir dann das tun, was uns und anderen gut tut. Wir arbeiten mit an einem großen, ewigen Projekt, wenn wir Gott fragen, was er mit uns erreichen möchte.

Um es noch einmal deutlich auszusprechen: Es geht nicht darum, Gott nur ein wenig einzubeziehen, am Rande ein wenig zu berücksichtigen in unserem Leben! Es geht darum, ihm unser Leben komplett in die Hand zu legen. Wer Christ wird, übergibt sein Leben Jesus. Das heißt (2Kor 5,15–17): Unser Leben gehört nicht mehr uns selbst, wir haben es nicht mehr selbst in der Hand, sondern der, der für uns gestorben ist. Damit startet etwas ganz Neues! Etwas ewig Gültiges, Wertvolles, Unvergängliches.

Seit Jahren kenne ich einen jungen Mann, der sich in seiner Heimatgemeinde sehr stark in einer offenen Jugendarbeit engagiert. Er geht seinem Beruf zwar auch sorgfältig nach, setzt aber eine klare Priorität auf Got-

tes Reich. Damit verzichtet er bewusst auf Karriereschritte und Gehaltssteigerungen in seiner Firma. Das ist, hört er immer wieder, doch ziemlich dumm! Warum verzichtet er für sein „Hobby“ darauf, weiterzukommen, höhere Positionen und größere Einkommen zu erreichen?

Aber was bedeutet das Stehenbleiben auf der Karriereleiter, wenn er (da bin ich mir sicher!) irgendwann im Himmel Dutzenden von Menschen begegnet, die ihm sagen: „Im Gespräch mit dir habe ich begriffen, was Glauben heißt.“ – „Deine Tipps und Nachfragen haben mich nachdenklich gemacht und neugierig auf Gott.“ – „Du hast mir den Glauben vorgelebt, das hat mich überzeugt.“ – „Durch dich habe ich eine Gemeinde kennengelernt, die mich aufgefangen hat; ohne dich wäre ich nicht hier.“

Das meint Jesus in Mt 6,19: Irdische Lebensinhalte sind vergänglich, sie können gestohlen werden, zerbrechen oder wertlos werden. Arbeiten wir für Gottes Ziele, haben wir ein lebenswertes, sinnvolles, ertragreiches, ewiges Leben.

Vielleicht denkst du: „Ich will noch etwas vom Leben haben, ich will Gott mein Leben zu einem wesentlichen Teil, aber nicht komplett geben.“ Dann hast du ein Prinzip noch nicht verstanden: Du willst noch *etwas* vom Leben haben. Gott dagegen will dir *alles* geben. Alles, was wirklich wichtig

ist. Alles, was du brauchst, und alles, was dir gut tut.

„*Ich bin gekommen*“, sagt Jesus (Joh 10,10), damit Menschen „*Leben haben und es in Überfluss haben*“.

Wir müssen umdenken: Wenn wir uns an unser Leben klammern, weil wir es nicht aus der Hand geben möchten, werden wir nie erfahren, welches Potenzial Gott in unserem Leben entfalten könnte, wenn er es umgestalten könnte.

Es ist ein gegenteiliger Effekt: Du willst das Leben maximal ausnutzen? Versuch's mal indirekt: Du gewinnst das Leben, wenn du es aus der Hand gibst.

2.4. Wenn wir klein aussehen, kommen wir groß raus

Ein menschlicher Maßstab lautet: Man muss seine Qualitäten deutlich machen und herausstellen. Wenn ich etwas besser kann als andere, muss ich das meiner Umgebung klar machen. Wenn ich etwas besser weiß als andere, muss ich diese korrigieren. Wenn ich besser bin als andere, kann ich das ja wohl auch mal erwähnen.

Jesus erzählt in Lk 18,9–14 die Beispielgeschichte von einem Pharisäer und einem Zolleinnehmer, die zufällig gleichzeitig im Tempel sind. Zwei Extreme im direkten Vergleich: einerseits ein Pharisäer, ein Mensch aus der religiösen Oberschicht, der andere beeindruckt durch seinen superfrommen



Lebensstil. Der auch Gott beeindrucken will und damit – so denkt er – ganz erfolgreich ist. Im Gebet zählt er stolz seine Leistungen auf, sortiert gedanklich seine Spendenquittungen, führt Strichlisten über seine guten Taten. Doch die Maßstäbe, die er anlegt, um sich zu vergleichen, zählen vor Gott nicht. Gott ignoriert seine fromme Show.

Andererseits ein Zolleinnehmer, ein eher zwielichtiger Typ. Er zählt im Gebet nicht seine Leistungen auf, seine Stärken. Er weiß: da hat er nicht viel zu bieten. Er stellt sich der Realität und spricht im Gebet offen seine Probleme an, seine Fehler, seine Schwächen. Er stellt sich Gottes Maßstäben – und weiß, dass er dabei nicht gut aussieht. Das Ergebnis: Gott ist zufrieden mit ihm! Trotz seiner schwachen Seiten. Denn: der Zolleinnehmer hat die realistische Selbsteinschätzung. Er sieht seine Defizite, seine Fehler und Macken. Und er legt sie Gott vor: „Gott, nimm mich an, mit meinen Fehlern.“ Und Gott ist beeindruckt; er vergibt dem Zöllner.

Jesus fasst das Gleichnis zusammen in dem Satz (Lk 18,14; vgl. auch Mt 23,12): *„Alle, die sich selbst groß machen, werden von Gott gedemütigt, und alle, die sich selbst gering achten, werden von ihm zu Ehren gebracht.“*

In der Geschichte geht es nicht um die Pflege von Minderwertigkeitskomplexen und nicht um Demut, die kurz vor der Depression steht – das wäre ein Missverständnis. Es geht hier um eine realistische Selbsteinschätzung anhand des einzig gültigen Maßstabs, nämlich Gottes. Wenn wir den akzeptieren, schrumpfen wir auch in unserer Wahrnehmung gewaltig – aber gleichzeitig wird unsere „Größe“ durch Gottes Reaktion, durch Gottes Eingreifen neu definiert (Jak 4,10; 1 Petr 5,6).

Wir müssen umdenken: Wer sich aufplustert und sich wichtig nimmt, kann vielleicht Menschen beeindrucken, macht aber bei Gott keinen Eindruck – egal wie fromm er wirkt (Mt 23,1–12), egal wie reich und angesehen er ist (Jak 1,9f.; 2,5). Wer sich groß fühlt vor Gott, hat eine gestörte Wahrnehmung oder noch nicht begriffen, was Gottes Maßstäbe sind.

Du willst groß rauskommen? Versuch's mal indirekt: Bei Gott landet der oben, der nach menschlichen Maßstäben ganz unten in den Ranglisten steht. Das gilt auch für die Gemeinde: Gott empfiehlt als grundlegende Einstellung (Mk 10,43f.): *„Bei euch muss es anders sein! Wer von euch groß sein will, soll euer Diener sein, und wer der Erste sein will, soll allen anderen Sklavendienste leisten“* (vgl. auch Mt 18,4; Lk 22,26). Auch hier ist ein gegensätzlicher Effekt zu beobachten: Wenn wir klein und unwichtig aussehen, uns nicht so wichtig nehmen, uns zurückstellen, nicht im Mittelpunkt stehen wollen, kommen wir groß raus bei Gott.

3. Christen heben sich ab

Die Bibel zeigt klar die Unterschiede zwischen Gottes Maßstäben und den Regeln der Welt auf: Wenn Christen Gottes Weisheit erleben, sieht das nach geltender Einschätzung eher dumm und naiv aus. Wenn Gläubige Gottes Stärke besonders erfahren, sind sie nach menschlichen Maßstäben manchmal erkennbar schwach. Wenn Menschen das „wahre“ Leben erhalten, tun sie eigentlich nichts anderes, als ihr Leben aus der Hand zu geben. Die, die groß rauskommen bei Gott, von ihm geachtet werden, sehen hier auf der Erde nicht selten klein und unwichtig aus.

Entgegengesetzter geht es kaum. Wie erträgt man als Christ in einer konträr orientierten Welt diese Widersprüche?

In Mt 19,27–30 hat Petrus eine Frage an Jesus: Als Jünger haben sie alles stehen und liegen gelassen, um ihm zu folgen. Die Jünger haben menschliche Maßstäbe ignoriert, ihr Handeln widersprach allen Regeln ihrer Umwelt. Da liegt die Frage nahe: „Jesus, was haben wir eigentlich davon?“ Es klingt so, als sei sich Petrus selbst nicht mehr sicher, ob das wirklich eine gute Idee war, alles aufzugeben. In seiner Antwort macht Jesus ihnen klar, dass die langfristige Perspektive entscheidend ist: Viele, die jetzt vorn sind, werden bald hinten stehen. Viele, die heute eine große Rolle spielen, werden in Gottes neuer Welt nichts bedeuten. Und viele, die heute die Letzten sind, werden dann zu den Ersten gehören.

Die Bewertung anhand von Gottes Maßstab wird in seiner neuen Welt

vollständig sichtbar – aber dennoch gilt er jetzt bereits. Wir sollten uns nicht irritieren lassen, wenn um uns herum andere Regeln gelten – wir wissen, welche wirklich zählen.

Auch wenn der Anpassungsdruck mitunter groß ist: Wir sollten Farbe bekennen. Paulus sagt in Röm 12,2 sinngemäß: Ein Christ ist ein Schmetterling, kein Chamäleon. Ein Chamäleon passt sich durch Farbwechsel jeder Umgebung an, fällt also nicht auf. Paulus macht uns Mut, uns nicht defensiv den Werten und Regeln unserer Umwelt anzupassen und unterzutauchen. Wir sollen – so schlägt er sinngemäß vor – eher wie ein Schmetterling sein, der sich (nach verschiedenen Entwicklungsphasen) zu seiner vollen Schönheit entfaltet.

Ein Schmetterling hebt sich ab – durch seine Andersartigkeit, durch seine Schönheit. Genauso heben sich Christen ab von ihrer Umwelt. Und das ist gut so.

Ulrich Müller



Zwei Söhne

Echte Bekehrung und gehorsamer Dienst

In den Evangelien finden wir zwei Gleichnisse über einen Vater mit zwei Söhnen. Das erste, das gewöhnlich „Das Gleichnis vom verlorenen Sohn“ genannt wird, wurde von Jesus vor einer gemischten Gruppe von Zöllnern, Sündern, Pharisäern und Gesetzesgelehrten erzählt. Jesus war kritisiert worden, weil er sich in der Umgebung von Sündern aufhielt. Durch dieses Gleichnis zeigte er, dass seine Handlungsweise in Harmonie mit dem Herzen des Vaters war. Das andere Gleichnis handelt von einem Vater mit zwei Söhnen und einem Weinberg. Jesus erzählte diese kurze Geschichte, während er das Tempelgelände in Jerusalem besuchte, vor einer gemischten Gruppe, in der sich auch die Hohenpriester und Ältesten des Volkes befanden. Durch dieses Gleichnis machte er etwas ganz deutlich: Während die religiösen Leute nur über Gehorsam sprachen, taten die Zöllner und Prostituierten tatsächlich Buße und gehorchten. Obwohl diese Gleichnisse an eine jüdische Hörerschaft gerichtet waren, illustrieren sie doch sehr schön den Vorgang einer echten Bekehrung und die Notwendigkeit für einen gehorsamen Dienst. Sehen wir sie uns näher an.

1. Zwei Sünder und echte Bekehrung: Das Gleichnis vom verlorenen Sohn (Lk 15,11–31)

Die englische Bezeichnung für den „verlorenen“ Sohn (*prodigal*) bedeutet „verschwenderisch“. Diese Bezeichnung wurde traditionell gewählt, weil der jüngere Sohn sein Erbe verschwendete. Aber das Gleichnis hat neben dem „verschwenderischen“ Sohn noch weitere wichtige Akteure, und Verschwendung ist auch nicht das zentrale Thema des Gleichnisses. Man hat einige bessere Titel vorgeschlagen wie „Das Gleichnis vom liebenden Vater“ oder „Das Gleichnis von den verlorenen Söhnen“. Ganz deutlich liebte der Vater in dieser Ge-

schichte seine beiden Söhne, und jeder Sohn hatte sein eigenes spezielles Problem.

(a) Der jüngere Sohn: Der weltliche Sünder

Der jüngere der beiden Söhne hatte die tägliche Routine zu Hause satt. Der Gedanke, „sein eigener Herr zu sein“, ohne irgendwelche von außen auferlegten Einschränkungen, gefiel ihm zu gut. Er forderte seine Rechte ein, und dann reiste er ab, um Erfüllung, Spaß und Selbstverwirklichung zu suchen. Das ist ein trauriges, aber realistisches Bild unseres menschlichen Herzens. Von Natur aus sind wir ganz auf uns selbst bezogen. Wir mögen

es nicht, wenn man uns sagt, was wir tun sollen.

Nur selten erfüllt der Spaß unsere Erwartungen. Manchmal wohl, manchmal übersteigt er sogar unsere Erwartungen, aber nur für eine Zeit lang. Wenn die Begeisterung abkühlt und der Glanz verschwindet, wird uns unser Durst wieder bewusst. Wie der jüngere Sohn rennen wir einer neuen Erfahrung nach oder kaufen uns ein anderes Spielzeug. Manche, weil sie nicht anders können, manche nach eigener Wahl – viele gehen völlig in einer solchen seichten Existenz auf und leben darin bis zu ihrem Todestag! Andere wachen irgendwann auf und beenden dann selbst ihr Leben, weil sie keine lebenswerte Alternative finden.

In diesem Gleichnis wurde der Sohn schließlich mitten in einer ernsten Krise wach: Er war pleite, allein und hungrig. Wieder sehen wir darin ein realistisches Bild unseres menschlichen Herzens. Wir brauchen anscheinend oft eine verzweifelte Situation, eine Krise, um aufzuwachen. *„Als er zur Besinnung kam, sagte er: ‚Wie viele der gemieteten Arbeiter meines Vaters haben mehr als genug Nahrung, und ich verhungere hier bald! Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater zurückgehen und zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und gegen dich. Ich bin es nicht länger wert, dein Sohn zu heißen; mach mich wie einen deiner gemieteten Arbeiter.‘ So stand er auf und ging zu*



seinem Vater“ (V. 17–20).

Hat der Herr irgendeine Krise in deinem Leben zugelassen? Hast du angefangen, deine eigene Leere, deine eigene Sündhaftigkeit zu fühlen? Bekehrung ist mehr, als ein „Glaubensgebet“ zu wiederholen. Echte Bekehrung beginnt mit einem Gefühl der Verzweiflung: mit echter Buße. Wir sind davon überzeugt, dass wir Sünder sind und dass wir den heiligen und allmächtigen Gott beleidigt haben! Das führt uns zur Buße. Wie der jüngere Sohn kehren wir um; wir bekennen unsere Schuld und werfen uns in die Arme des Vaters, um Erbarmen zu bekommen. Und nur dann werden wir erfahren, was dieser junge Mann entdeckte: dass der Vater nicht zornig auf uns ist, obwohl er alles Recht dazu hätte. Der Vater ruft nur: *„Bringt das gemästete Kalb und schlachtet es. Wir wollen ein Fest veranstalten und feiern. Denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist gefunden worden.“* (V. 23.24).

Es ist bemerkenswert, dass der zur Buße bereite Sohn allein zurückkam. Er ging nicht mit seinen befreundeten Prostituierten nach Hause und kam auch nicht mit ein paar von seinen Schweinen an. Er versuchte nicht, günstige Umstände auszuhandeln oder persönliche Bedingungen zu stellen, bevor er sich wieder in das Haus seines Vaters eingliederte. Echte Buße führt zu Zerbrochenheit und Demut. Mit der Zeit wird sich Buße auf natürliche Weise durch einen veränderten Lebensstil zeigen.

(b) Der ältere Sohn: Der religiöse Sünder

Als Jesus dieses Gleichnis erzählte, stellte der ältere Sohn die Pharisäer

und Gesetzgelehrten dar. Dieser Sohn war damit beschäftigt, auf dem Feld des Vaters zu arbeiten. Heute könnte der ältere Bruder die religiösen Leute darstellen, diejenigen, die ständig versuchen, Dinge für Gott zu tun und ihre Mitgläubigen zufriedenzustellen.

Natürlich war es positiv, dass er auf dem Feld des Vaters beschäftigt war. Aber genau wie sein jüngerer Bruder hatte auch er ein ernstes inneres Problem: Sein Herz war nicht (auf)richtig. Der ältere Sohn arbeitete aus einem falschen Grund, er verglich sich selbst mit anderen, und er hatte eine überzogen optimistische Perspektive davon, wie gut er das tat: *„Alle diese Jahre habe ich wie ein Sklave für dich gearbeitet und bin deinen Anordnungen nie ungehorsam gewesen. Doch du hast mir nicht einmal eine junge Ziege gegeben, damit ich mit meinen Freunden feiern konnte“* (V. 29). Obwohl der Sohn in der Nähe seines Vaters lebte, war er nicht im Einklang mit dem Herzen des Vaters. Sein Traum war es, mit gleichgesinnten „Freunden“ zu feiern und nicht mit seinem Vater. Als sein Vater glücklich und voller Freude war, war der ältere Sohn bitter, sogar zornig. Das ist ein bewegendes Bild eines Christentums ohne Gottes Gnade. Freuen wir uns, du und ich, wenn unser himmlischer Vater sich freut? Immer?

Unser religiöses Herz ist sehr betrügerisch. Die Tatsache, dass wir hart auf dem Feld des Vaters arbeiten, uns selbst unsere Freiheiten einschränken und ernsthafte Opfer bringen, beruhigt unser Gewissen. Wir beginnen vielleicht zu fühlen, dass uns der Vater jetzt ein bisschen mehr lieben sollte als diejenigen, die nicht so hart arbeiten. Wir können sogar ein wenig kritisch werden gegenüber solchen Christen, die irgendwie entspannter wirken oder

auf eine andere Weise auf dem Feld arbeiten. Während die Jahre so vorbeigehen, geschieht ganz unbemerkt etwas: Nachdem wir lange Zeit auf dem Feld tätig waren, fangen wir an zu denken, dass wir wissen, wie die Dinge laufen sollten. Zum Nutzen für den Vater und das Feld stellen wir ein paar kleine „Regeln“ auf und zwingen sie den Leuten in unserer Umgebung auf. Wir lassen den Vater strenger erscheinen, als er wirklich ist, und schon bald sind wir da angekommen, dass wir uns nicht mehr freuen, wenn der Vater sich freut!

Der ältere Sohn weigerte sich, in das Haus einzutreten und mit seinem Bruder und seinem Vater zu feiern. Warum? Er wollte Gerechtigkeit und keine Gnade. Der jüngere Sohn sollte zuerst bestraft und dann wieder aufgenommen werden. Man sollte ihm nicht trauen, bis er greifbare Früchte der Buße gezeigt hatte. Wenn er das Haus des Vaters betreten und an der Feier teilnehmen würde, dann würde das seinem jüngeren Bruder eine falsche Botschaft vermitteln. Er selbst würde sich mit etwas verbinden, das er als Unrecht verurteilte. Sogar die Bitte seines Vaters veränderte seine Einstellung nicht.

Diejenigen, die keine echte Notwendigkeit für Gottes Gnade gespürt haben, deuten die Handlungen des Vaters leicht falsch. Sie sehen zu billig, zu leicht aus. Wenn wir mit der Art, wie Gott wirkt, nicht einverstanden sind, wird es schwierig, seine Freude zu teilen, wenn jemand Buße tut, um Verggebung bittet, zurückkommt oder seinen Wunsch ausdrückt, wieder aufgenommen zu werden.

Ich habe angefangen zu lernen, dass unser himmlischer Vater seine großzügigen Segnungen wie mit einer Dusche auf viele Personen, Pro-

jekte und Situationen ausgießt, sogar auf solche, mit denen er nicht völlig einverstanden ist! Wenn er auf Vollkommenheit warten würde, bevor er segnet, könnte er keinen von uns jemals segnen! Unser Vater sieht und hört wahre Buße. Er weiß, wann unser Herz aufrichtig ist. Die Gnade unseres Vaters ist so groß, dass er nicht nur segnet, sondern sich sogar gedrängt fühlt, mit uns zu feiern, obwohl er doch weiß, dass es bei uns noch viel Anlass für Verbesserungen gibt! *„Aber wir mussten feiern und fröhlich sein, weil dein Bruder tot war und wieder lebendig geworden ist; er war verloren und ist gefunden worden“* (V. 32).

Das ist kein Aufruf zur Selbstgefälligkeit. Wir wollen auf die Bibel gegründete, heilige und gehorsame Christen sein. Aber lass das, was noch fehlt, dich nicht davon abhalten, das zu feiern, was der Herr tut. Schließ dich dem Vater an und lerne, dich mit zu freuen, selbst wenn du Versagen und mögliche Schwierigkeiten sehen kannst.

2. Zwei Gläubige und gehorsamer Dienst:

Das Gleichnis von den zwei Söhnen (Mt 21,28–32)

Die Errettung ist ein Geschenk. Wenn wir Buße tun und unser Leben dem Herrn übergeben, erhalten wir Vergebung und werden sofort in Kinder Gottes verwandelt. Wir können durch unsere Werke nichts zu dieser Errettung beitragen; wir können nur einfach und demütig glauben und empfangen. Aber dann, nach unserer Bekehrung, gibt es Arbeit, Werke, die getan werden müssen!

„Es war ein Mann, der zwei Söhne hatte. Er ging zu dem ersten und sagte: ‚Sohn, geh hin und arbeite heute im Weinberg!‘“ (V. 28). Diese Aufforderung war in einer Beziehung begrün-

det: Ein Vater forderte seinen Sohn auf. Es war ein Befehl und nicht nur ein Vorschlag. Er bedeutete Arbeit und beinhaltete ein gewisses Maß an Dringlichkeit: heute. Die Lehren aus diesem Gleichnis lassen sich sehr gut auf jeden Christen heute anwenden.

(a) Der erste Sohn: Der arbeitende Christ

Wie reagierte der erste Sohn auf die Aufforderung des Vaters? *„Ich nicht“, antwortete er, aber später änderte er seine Meinung und ging hin“* (V. 29).

Was für mögliche Gründe konnte dieser Sohn haben, Nein zu sagen? Warum weigern wir uns manchmal, uns im Werk des Herrn zu engagieren?

- **Autorität:** Er mochte es nicht, dass ihm irgendjemand sagte, was er zu tun hatte. Er hatte da seine eigenen Vorstellungen.
- **Aufgabe:** Er mochte nicht gern in Weinbergen arbeiten. Er zog angesehenere Jobs vor.
- **Beziehung:** Vielleicht verstand er sich gerade nicht so gut mit seinem Vater, und ohne echte Gemeinschaft entsteht nicht der Wunsch zu gehorchen.
- **Zeit:** Er war viel zu beschäftigt, um im Weinberg seines Vaters zu arbeiten. Vielleicht zu einem späteren Zeitpunkt.
- **Andere Mitarbeiter:** Er mochte die anderen Leute nicht, die im Weinberg arbeiteten. Vielleicht teilten sie nicht seine eigenen Ideen. Vielleicht hatte ihn jemand einmal kritisiert.

- **Zweifel:** Wenn dieser Sohn eine gewisse intellektuelle und philosophische Neigung hatte, könnte er vielleicht gezweifelt haben, ob dies wirklich die Worte seines Vaters waren. Hatten seine Worte vielleicht noch eine versteckte andere Bedeutung? Um

ganz sicher zu gehen, dachte er, ist es das Beste, Nein zu sagen!

Was auch seine Gründe gewesen sein mögen, er sagte Nein und ging weg. Vielleicht ging er am Weinberg seines Vaters vorbei und sah dort die viele Arbeit, die dringend getan werden musste. Oder vielleicht brachte ihn die Enttäuschung in den Augen seines Vaters dazu, die Sache noch einmal zu überdenken. Hier wird gesagt, dass er „später“, nachdem er Zeit zum Überlegen gehabt hatte, seine Einstellung änderte und doch hinging.

Hast du dich einem Ruf widersetzt, in einem Bereich seines Weinbergs zu arbeiten? Ruft dein Vater dich, in einem Sommerferien-Camp zu helfen, christliche Literatur zu verteilen oder den neuen Nachbarn einmal zu besuchen? Christlicher Dienst hat mit Gehorsam zu tun, mit einem Aufgeben unserer eigenen Geschmäcker, Vorstellungen und Meinungen. Wenn wir unseren Vater sagen hören: „Sohn, geh hin“, sollten wir einfach „gehen“. Wenn er sagt: „Arbeite im Weinberg“, sagen wir demütig: „Ja, Herr!“ Und wenn er sagt: „heute“, dann hören wir auf, irgendetwas zu versprechen und von der Zukunft zu träumen, dann handeln wir!

(b) Der zweite Sohn:

Der Christ, der nur redet

Zu seinem zweiten Sohn kam der Vater mit der gleichen Aufforderung. Sei-

ne sofortige Antwort muss eine große Freude für die Ohren des Vaters gewesen sein. „Er antwortete: ‚Ich will gehen, Herr‘, aber er ging nicht“ (V. 30). Kannst du dir vorstellen, wie das Gesicht des Vaters langsam immer trauriger wurde, bis er ganz enttäuscht aussah, als der Tag vorbeigegangen war?

Das Verhalten dieses zweiten Sohnes entspricht dem von spontanen, impulsiven Christen, oder, um es näher an der Realität auszudrücken, es entspricht dem Verhalten von dir und mir in jenen Augenblicken, wo wir ganz schnell Ja sagen, wenn wir den Ruf zu einem Dienst hören, aber es anscheinend nicht auf die Reihe bekommen, diesen Dienst dann auch wirklich zu tun. Vielleicht erinnerst du dich an die glücklichen und emotional geladenen Augenblicke, als du im Lied ein ernsthaftes Versprechen gesungen hast, zu gehorchen und ihm zu folgen, egal wohin, egal zu welchem Preis, bis zum Ende deines Lebens!

Warum sagte der zweite Sohn Ja, setzte es dann aber nicht in die Tat um? Wir wollen uns einige Möglichkeiten ansehen:

- **Ernsthaftigkeit:** Er sagte Ja, um seinen Vater glücklich zu machen, aber er meinte es nicht wirklich so.
- **Eindruck/Image:** Es gab andere Leute, die zuhörten, deshalb sagte er Ja, damit sie denken konnten, dass er ein guter, gehorsamer und arbeitswilliger Sohn war.



- **Opfer:** Er dachte zuerst, dass es ein leichter Job würde dort im Weinberg, aber als er hörte, dass die Aufgabe hart und schwierig war, änderte sich seine Einstellung.

- **Gesellschaft:** Später hörte er, dass sein anderer Bruder nicht in den Weinberg ging. Ohne ihn würde die Arbeit nicht so viel Spaß machen. So entschied er sich, nicht zu gehen.

- **Gerechtigkeit:** Es erschien ihm nicht fair, wenn er ohne seinen Bruder arbeiten sollte.

Identifizierst du dich manchmal mit einer dieser Begründungen? Es ist bemerkenswert, dass wir, anders als bei dem ersten Sohn, nichts davon hören, dass der zweite Sohn „es bedauerte“, „Buße tat“ oder „seine Einstellung änderte“ (V. 29). Wir hören nur, dass er „nicht ging“ (V. 30). Wenn dieses Weglassen eine Bedeutung hat, dann könnten einige Gründe dafür sein, nicht in den Weinberg zu gehen:

- **Prioritäten:** Er war ein vielbeschäftigter Mann. Er versuchte, auf dem Weg zum Weinberg eine Reihe von anderen wichtigen Dingen zu tun, und hatte dann keine Zeit und Energie mehr.

- **Der richtige Zeitpunkt:** Vielleicht wartete er, bis ein drohendes Regenwetter vorbeigezogen war. Der „ideale Augenblick“ kam nie. Aber er dachte immer noch ernsthaft über die Möglichkeit nach, später einmal zu helfen!

- **Vergesslichkeit:** Er wurde abgelenkt und vergaß dadurch seinen Vater und den Weinberg.

- **Persönliche Konsequenz:** Wie die meisten von uns kämpfte er ehrlich darum, das zu tun, von dem er sagte, er würde es tun. Es ist immer leichter zu reden als zu arbeiten.

Vielleicht sind das die häufigsten Gründe, die uns zurückhalten, dem

Aufruf unseres Vaters zu gehorchen, in seinem Weinberg zu arbeiten.

Danach drehte sich Jesus zu den Hohenpriestern und den Ältesten um und fragte sie: „*Welcher von den beiden tat, was sein Vater wollte?*“ *Der erste*, antworteten sie. *Jesus sprach zu ihnen: „Ich sage euch die Wahrheit, die Zöllner und die Prostituierten werden vor euch in das Reich Gottes eingehen“* (V. 31). Am Richterstuhl des Christus wird jeder von uns „empfangen, was ihm zusteht für die Dinge, die er getan hat, als er in seinem Körper war“ (2Kor 5,10). Solange du noch lebst, gibt es in seinem Weinberg immer noch Arbeit für dich zu tun. Was könntest du „heute“ tun?

Schluss

Diese beiden Gleichnisse handeln von zwei Söhnen mit gleichen Möglichkeiten, die auf unterschiedliche Weise reagierten.

Einer – mit einem demütigen Herzen – genießt die Vergebung und die Güte des Vaters. Der andere – mit einem selbstgerechten Herzen – protestiert gegen die Gnade, die der Vater zum Ausdruck bringt.

Einer arbeitet – nach einigem Überlegen – schließlich im Weinberg seines Vaters. Der andere wartet immer noch auf den richtigen Augenblick, um hinzugehen.

Erkennst du dich in einem dieser vier Söhne wieder? Denk daran, dass unser himmlischer Vater immer noch mehr Gnade hat, die er über diejenigen ausgießen möchte, die in ihrer Not zu ihm kommen. Und vergiss nicht, dass du ein Kind Gottes bist. Sein Ruf gilt auch für dich: „*Sohn, geh hin und arbeite heute in meinem Weinberg.*“

Philip Nunn

(Übersetzung: Frank Schönbach)

Urlaubszeit

1. Geh nach Süden

„Ein Engel des Herrn aber redete zu Philippus und sprach: Steh auf und geh nach Süden auf den Weg, der von Jerusalem nach Gaza hinab führt! Das ist ein öder Weg“ (Apg 8,26).

Das hört sich nicht sehr nach Freizeit und Urlaub an. Da wird einer auf die heiße, staubige Straße in der Nähe von Gaza geschickt, in eine Gegend, die damals wie heute gefährlich war und ist.

Für Philippus, einen engagierten Mitarbeiter der christlich-diakonischen Arbeit, sollte es dort eine ungewöhnlich spannende Mission geben. Dies nicht der Gefahr wegen, sondern weil es Menschen zu begegnen galt.

Deshalb stand er auf und ging los.

2. Heimreise

„Der Finanzminister der Königin der Äthiopier, der ihre gesamten Staats- und Privatfinanzen verwaltete, war nach Jerusalem gekommen, um dort anzubeten“ (V. 27).

Er hatte die über 1000 km den Nil aufwärts und quer durch den Sinai nicht als Tourist gebucht. Er war nach Jerusalem gereist, um den HERRN anzubeten.

Kein Urlaub also,
sondern eine Wallfahrt;
nicht den Tempel besichtigen,
sondern dort den HERRN anbeten;
keine Ansichtskarten kaufen,
sondern eine alte Bibel erwerben;
nicht jüdisch essen gehen,
sondern die Herzen erkunden;
nicht am Tempelfest teilnehmen,
sondern den HERRN finden;
nicht Prospekte lesen,
sondern Gottes Wort verstehen;
nicht Tagebücher schreiben,
sondern eine gute Nachricht hören;
nicht neue Reisepläne schmieden,
sondern verstehen, was Gott will.

„Er war nun auf seiner Rückreise, saß auf seinem Wagen und las in der alten Bibel den Propheten Jesaja“ (V. 28).

3. Begegnung

Auch dies kann Urlaub bedeuten, dass man andere Menschen kennenlernt und sie bis ins Herz hinein versteht.

Philippus war ein gebildeter, griechisch sprechender Christ. Auf dem Weg wartend, was passieren würde, sah er den Wagen mit dem offensichtlich hohen Herrn daherkommen





– dem Finanzminister des sagenhaft reichen Äthiopien.

„Der Geist Gottes aber sprach zu Philippus: Tritt hinzu und schließe dich diesem Wagen an!“ (V. 29).

Eine nicht alltägliche Begegnung, die hier stattfand. Denn

- Philippus war von einem Engel des Herrn hierher gesandt worden,
- dann durch den Geist Gottes an diesen Wagen geführt worden
- und fand einen hochgestellten Mann vor, der die Bibel las.

4. Verstehen

„Philippus nun lief hinzu, und als er ihn den Propheten Jesaja lesen hörte, fragte er: Verstehst du, was du da liest?“ (V. 30)

Nicht alles verstehen wir sofort. Erlebnisse, Bücher, Begegnungen sehen oft aus, als sagten sie uns nichts. Aber nur wenige Dinge in unserem Leben sind eher belanglos und ohne Bedeutung.

Der Mann bat Philippus, „aufzusteigen und sich zu ihm zu setzen ... Philippus aber tat seinen Mund auf und fing mit dieser Schrift an und erklärte ihm die gute Botschaft von Jesus“ (V. 31.35).

5. Guten Urlaub für den einen

Philippus hatte eine arbeitsreiche und schwierige Zeit hinter sich. Urlaub hätte ihm gut getan. Aber wenn es darum ging, dass Menschen zu Gott finden,

- ließ er sich von einem Engel senden,
- ging einsame und staubige Wege, um den Richtigen zu treffen,
- redete von Jesus, wenn es an der Zeit war.

Danach führte sein Weg wieder weiter nördlich. Schließlich kam er nach Cäsarea, dem heutigen Haifa. Hier nun war es Zeit, Urlaub zu machen.

6. Gute Erinnerungen für den anderen

Der andere hatte auf den Urlaub zugunsten einer Pilgerreise verzichtet. Er wollte

- den Herrn suchen und ihn ehren,
- Gottes Wort lesen,
- es öffentlich machen: „Jetzt bin ich Christ“
- und ließ sich noch von Philippus taufen.

Dann zog er seinen Weg mit Freuden weiter. Durch diesen Mann kam das Christentum nach Äthiopien, und es ist bis heute dort weit verbreitet.

Ich wünsche Ihnen einen guten und wohlverdienten Urlaub.

Peter Baake

„Zurück zu den reinen Quellen des Glaubens“

Zum 200. Geburtstag von Piero Guicciardini

Er war kein wortgewaltiger Evangelist, kein tiefeschürfender Lehrer – und doch ein großer Gemeindepionier. Seiner Entschiedenheit und Zielstrebigkeit, seinem Organisationstalent und seiner Freigebigkeit ist es zu verdanken, dass im katholisch dominierten Italien des 19. Jahrhunderts Dutzende von Gemeinden nach neutestamentlichem Muster entstehen konnten. Am 21. Juli wäre Piero Guicciardini 200 Jahre alt geworden.

Kindheit und Jugend

Die Familie Guicciardini (sprich: g^oitt-schardⁱni) gehörte zu den ältesten und angesehensten Adelsfamilien von Florenz. Ein berühmter Vorfahre war der Renaissancehistoriker und -politiker Francesco Guicciardini (1483–1540), dessen *Geschichte Italiens* jahrhundertlang als Standardwerk galt. Die Familie residierte in einem Palazzo aus dem 14. Jahrhundert unweit des berühmten Palazzo Pitti, der ehemaligen Residenz der toskanischen Großherzöge. Hier, in der heutigen Via Guicciardini 15, wurde Pietro Luigi Donato (kurz Piero) Guicciardini am 21. Juli 1808 als viertes Kind und ältester Sohn des Grafen Francesco Guicciardini und seiner Frau Elisabetta geboren.

Seine frühe Kindheit verbrachte Piero vor allem in Cusona, einem weitläufigen Landsitz der Familie in der Toskana. Bis zu seinem 10. Lebensjahr wurde er von Privatlehrern erzogen, danach besuchte er das *Istituto Fiorentino*, die beste florentinische Schule für Kinder aus reichem Elternhaus, und anschließend die von Mönchen geleitete Akademie *San Giovannino*, wo er in Geisteswissenschaften, Mathematik, Philosophie, Astronomie und Hydraulik unterrichtet wurde. Zu Hause erhielt er darüber hinaus Lektionen in

Französisch, Musik und Tanz und entwickelte auch eine bemerkenswerte zeichnerische Begabung.

Schulreformen

Graf Piero war ein würdevoller, ruhiger und zurückhaltender junger Mann, der mit Dienstboten und einfachen Leuten freundlich und demokratisch umging. Die frivole weltliche Gesellschaft von Florenz zog ihn nicht an; viel mehr interessierte er sich für landwirtschaftliche Verbesserungen auf den Gütern der Familie, für die industrielle Entwicklung und für das Bildungswesen.

Im Alter von 25 Jahren erhielt er den Auftrag, das toskanische Schulsystem zu reformieren, um auch den ärmeren Schichten Zugang zur Bildung zu ermöglichen. Dieses Projekt, das er mit großer Energie und administrativem Geschick in Angriff nahm, brachte ihn mit bedeutenden Bildungsreformern im In- und Ausland in Kontakt, darunter Giovan Pietro Vieusseux (1779–1863), Raffaello Lambruschini (1788–1873) und Matilde Calandrini (1794–1866), eine gläubige Protestantin aus Genf, die seit 1831 in Pisa mehrere Schulen eröffnet hatte. 1835 zog sie nach Florenz, um Guicciardini bei seiner Arbeit zu unterstützen. Die dorti-

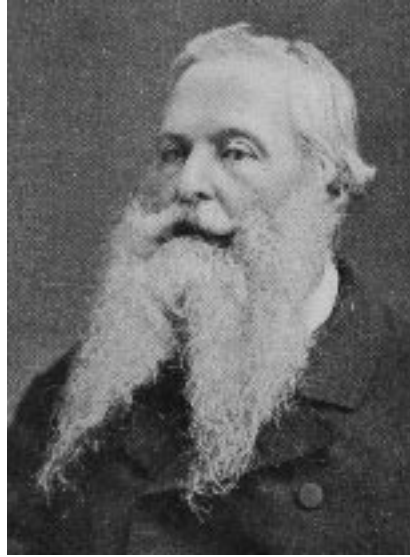
gen Schulen wurden im Wesentlichen nach ihren Ideen gestaltet.

Bekehrung

Auf der Suche nach geeigneten Lese-texten für die Kinder erhielt Guicciardini von Lambruschini die Anregung, Auszüge aus den Evangelien zu verwenden. Da der Graf im elterlichen Palazzo keine italienische Ausgabe der Bibel finden konnte, begann er selbst Passagen aus der lateinischen Vulgata ins Italienische zu übersetzen. Als er eines Tages an der Pfortnerloge des Palazzo vorbeiging, bemerkte er, wie der Pfortner eilig ein großes Buch versteckte, in dem er gerade noch gelesen hatte. Guicciardini bestand darauf, das Buch zu sehen, und der Pfortner gestand ihm ängstlich, dass es sich um eine italienische Bibel handele und er selbst der Schweizer Reformierten Gemeinde in Florenz angehöre.

Guicciardinis Interesse war geweckt: Von nun an traf er sich regelmäßig mit seinem Pfortner zum Bibelstudium. Dabei entdeckte er immer mehr Punkte, die sich von den Praktiken seiner Kirche unterschieden, und seine bisherigen Überzeugungen gerieten ins Wanken. Er hörte auf, katholische Gottesdienste zu besuchen, und ging stattdessen mit seinem Pfortner zur Schweizer Reformierten Gemeinde. 1836 erlebte er eine radikale Bekehrung.

Nicht lange danach wurden in Florenz mehrere Hauskreise zum Gebet und zum Bibelstudium gegründet, in denen Guicciardini eine führende Rolle spielte. Sie ähnelten in Lehre und Praxis sehr den Gemeinden der „Brüder“ in Großbritannien, obwohl sie völlig eigenständig entstanden waren und noch keine Beziehungen nach England hatten. 1846 wurde in diesen Kreisen erstmals das Brot gebro-



chen. Im selben Jahr reiste Guicciardini auch nach Genf, um mit den dortigen Protestanten über Möglichkeiten einer „religiösen Erneuerung Italiens“ zu diskutieren, etwa durch die Verbreitung von Schriften oder den Einsatz von Evangelisten.

Verfolgung

Nach dem Revolutionsjahr 1848, in dem es in Italien zu einem blutig niedergeschlagenen Aufstand gegen die österreichische Vorherrschaft kam, wurde das Klima im vormals recht liberalen Großherzogtum Toskana repressiver. Im Januar 1851 wurden alle nichtkatholischen Gottesdienste in italienischer Sprache verboten, und alle Italiener, die in der Schweizer Reformierten Gemeinde französisch- oder deutschsprachige Gottesdienste besucht hatten, wurden unter Androhung von Gefängnisstrafen gewarnt, dies weiter zu tun. Guicciardini erhielt eine Vorladung der Polizei, um sich für seinen Besuch französischsprachiger reformierter Gottesdienste zu rechtfertigen. Er berief sich auf sein Recht auf Gewissensfreiheit, fand aber kein Ge-

hör. So kam er zu dem für ihn schmerzlichen Entschluss, das Land verlassen zu müssen, wenn er seine Grundsätze und seinen Glauben nicht kompromittieren wollte.

Eine Woche vor seiner geplanten Abreise schrieb er seinen Brüdern in Florenz einen Brief, der „eines der vornehmsten Dokumente in der Geschichte des italienischen evangelischen Zeugnisses“ genannt worden ist. Hier einige Auszüge daraus:

„In diesen traurigen Zeiten, in denen die Welt von eitlen Gedanken verführt wird, rate ich, Euch in Dingen des Glaubens und Gewissens niemals irgendeinem Menschen anzuvertrauen. Der Herr Jesus Christus ist der einzige Mittler, nur er ist unser Hoherpriester, unser alleiniger Herr und Meister (1Kor 3,3–7). Traut auch keiner Kirche, noch stützt Euch auf sie. Sucht vielmehr, Glieder der einen wahren Kirche zu sein, die unsichtbar ist, der Versammlung der Erwählten, der Erlösten, der Getreuen, der in Geist und Wahrheit Gläubigen, indem Ihr wisst, dass allein Jesus unsere Gnade, unsere Gerechtigkeit, Heiligung und Errettung ist (1Kor 1,30).

[...] Um zu beten und dem Herrn Dank zu sagen, bedarf es keiner Kirche. Wenn ihr beten wollt, zieht Euch in Euer Kämmerlein zurück. Wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind, ist er gegenwärtig und hört Euch (Mt 6,6; 18,19–20).

Brecht das Brot, trinkt den Wein zum Gedächtnis des Todes des Herrn (1Kor 11,26). So bezeugt Ihr Euren Glauben an das eine Opfer, das nicht wiederholt zu werden braucht, weil es vollbracht und vollkommen ist (Hebr 9,24–28; 10,10–12). Tut es in den Häusern. So machten es alle Jünger zu den Zeiten der Apostel. Dazu sind keine besondere Ausschmückung, Form oder Per-

son nötig. So ist es gut in schwierigen Zeiten der Verfolgung wie jetzt, in der die wahre Kirche keine äußere Organisation haben darf.

Alle Gläubigen sind Priester dem Herrn, und alle Brüder haben Zutritt zum Heiligtum, denn sie sind aufbaut zu einem heiligen Priestertum, durch Jesus zu Priestern gemacht seinem Gott und Vater (Hebr 10,19; 1Petr 2,9; Offb 1,6). Dann wird der Herr in der Versammlung der Gläubigen die verschiedenen Gaben und Dienste offenbar machen, und die Versammlung (nicht der Papst noch irgendeine Hierarchie) wird die Gaben des Heiligen Geistes und die Dienste erkennen, indem sie die Geister durch das Wort prüft, wie es ausdrücklich befohlen ist (1Kor 12; Eph 4,11–13).

[...] Unter dem Bannfluch zu sein, von Menschen exkommuniziert, bedeutet nichts. Was zählt, ist, mit dem Herrn eins zu sein, treu erfunden zu werden und mit dem Blut des Lammes besprengt zu sein. Es ist sogar gut, dass wir selbst uns von den Ungläubigen in der Weise trennen, dass wir an ihren Sünden nicht teilhaben und nicht durch unsere Gegenwart dem zustimmen, was sie tun (2Kor 5,10; 6,14–18; Eph 5,11; 2Thess 3,14).

[...] Ich reise in ein fernes Land, in der Hoffnung, dass der Herr mir zeigt, wo ich bleiben soll. Vielleicht sehen wir uns in dieser Welt nicht wieder. Aber im künftigen Leben werden wir vereint sein, dann, wenn wir unseren Gott von Angesicht zu Angesicht, ohne Schleier, sehen werden, wenn wir vom Lamm auf die Weiden und an die Quellen lebendigen Wassers geführt werden und wenn Gott jede Träne abwischen wird (Offb 7,17). Ihm sei die Segnung, die Ehre und die Herrlichkeit in die Zeitalter der Zeitalter. So sei es! Die Barmherzigkeit Gottes des Vaters,

die Gnade des Herrn Jesus und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit Euch allen. So sei es!

Florenz, 3. Mai 1851.
P. Guicciardini“

Verhaftung

Am Abend des 7. Mai 1851 nahm Guicciardini im Haus seines Freundes Fedele Betti an einer letzten Zusammenkunft teil, bei der das 15. Kapitel des Johannes-Evangeliums betrachtet wurde. Gegen 23.30 Uhr drang die Polizei in das Haus ein, verhaftete alle Anwesenden und lieferte sie in das Untersuchungsgefängnis im Palazzo del Bargello ein. Da der Graf ein kleines Neues Testament eingesteckt hatte, konnten sie ihre Wortbetrachtung im Gefängnis fortsetzen.

Am nächsten Tag wurden sie verhört und angeklagt, an einer „Versammlung protestantischer Propaganda“ und einer „Verschwörung gegen die Staatsreligion Italiens“ teilgenommen zu haben. Nach längerer Verhandlung verurteilte man sie zu sechs Monaten Kerker, abzusitzen in verschiedenen Gefängnissen der Toskana. Aussicht auf Begnadigung bestehe nur dann, wenn sie in den Schoß der katholischen Kirche zurückkehren würden.

Das nun kam für Guicciardini und seine Freunde nicht in Frage. Als seine Mutter ihn anflehte, sich wenigstens äußerlich zum Katholizismus zu bekennen, entgegnete der Graf: „Wäre die Kirche, in der wir geboren sind, noch die reine Braut des Herrn, es wäre gewiss unchristlich, sich von ihr zu trennen. Aber wir verlassen nicht die wahre Kirche Christi – wir wünschten wirklich, dass sie zur Reinheit der Urgemeinde zurückkehrte –, sondern lediglich den Aberglauben, den sie sich im Laufe finsterner Jahrhunderte zugelegt hat, und kehren zurück zur reinen

Quelle des Glaubens.“

Inzwischen waren die Ereignisse allerdings international bekannt geworden, und es kam zu Protesten ausländischer Diplomaten, insbesondere aus Großbritannien und Preußen. Unter diesem Druck wurde die Gefängnisstrafe in Verbannung umgewandelt: Alle Verurteilten hatten das Land innerhalb von 24 Stunden zu verlassen. Guicciardini erhielt drei Tage mehr Zeit, um seine Angelegenheiten zu regeln; er übertrug die Verwaltung der familiären Güter seinem jüngeren Bruder und reiste über Turin, Chambéry und Paris nach Großbritannien. Im Juni 1851 betrat er erstmals englischen Boden.

Exil

Großbritannien war ein bevorzugter Zufluchtsort für politische und religiöse Flüchtlinge aus Italien, aber die Ankunft eines so prominenten Aristokraten erregte doch Aufsehen. Schon nach wenigen Tagen legten der britische Premierminister Lord John Russell und andere Politiker öffentlich Protest gegen die Behandlung Guicciardinis und anderer Protestanten in Italien ein, und auch in den britischen Tageszeitungen erschienen immer wieder Artikel, in denen die Intoleranz und mangelnde Gewissensfreiheit in Italien angeprangert wurde.

Guicciardini durchreiste England, Schottland und Irland und wurde von zahlreichen Christen aus Aristokratie und oberer Mittelschicht herzlich empfangen; auch viele „Brüder“ luden ihn zu sich ein, und es entstanden lebenslange Freundschaften, u. a. mit Lord Congleton (1805–1883), William Yapp (1807–1874), Robert Cleaver Chapman (1803–1902) und Georg Müller (1805–1898). Auf die Dauer widerstrebte es Guicciardini jedoch,

sich feiern und zum Helden machen zu lassen, deshalb kaufte er sich ein bescheidenes Haus in Teignmouth (Devon), wo es eine große Gemeinde der „Brüder“ gab. In Barnstaple ließ er sich im Fluss Taw taufen. Um seine Zeit sinnvoll zu nutzen, unternahm er mit einigen befreundeten Brüdern eine Revision der italienischen Bibelübersetzung von Giovanni Diodati aus dem 17. Jahrhundert. Sie wurde 1855 von der *Society for Promoting Christian Knowledge* veröffentlicht und als „Bibbia Guicciardini“ bekannt.

Guicciardini liebte Großbritannien und die Briten und erwarb 1858 sogar die britische Staatsbürgerschaft; allerdings vermisste er auch seine Familie, seine Vaterstadt und seine italienischen Freunde, und er litt unter dem kalten, regnerischen und windigen Wetter an der Atlantikküste. Mit den politischen Exilanten aus Italien pflegte er keinen Kontakt, da er ihnen wenig Vertrauen entgegenbrachte. Eine Ausnahme bildete lediglich Teodorico Pietrocola Rossetti (1825–1883), ein 1848er Revolutionär, der in Italien zum Tode verurteilt worden und daraufhin nach England geflohen war; er arbeitete vorübergehend in Teignmouth als Französischlehrer. Guicciardini gab den ersten Anstoß zu seiner Bekehrung und brachte ihn mit den „Brüdern“ in Verbindung. 1857 wurde Rossetti als Missionar in die – nach wie vor eher freiheitliche – Region Piemont im Nordwesten Italiens ausgesandt; Guicciardini verschaffte ihm dafür beim piemontesischen Premierminister Camillo Benso di Cavour eine Einreise Genehmigung.

Innerhalb weniger Monate gelang es Rossetti, im Piemont 13 neue Gemeinden zu gründen. Berichte über seine Arbeit schickte er regelmäßig

nach England zu Guicciardini, der die finanzielle Unterstützung organisierte. Guicciardini reiste auch selbst mehrmals nach Piemont, Sardinien und Genf, um weitere Evangelisten zu rekrutieren und auszubilden. Die erweckten Christen in der Toskana versammelten sich währenddessen noch immer im Untergrund.

Rückkehr

Der zweite italienische Unabhängigkeitskrieg 1859 brachte eine weitgehende Vereinigung der territorial zersplitterten Halbinsel sowie größere Freiheiten für die Bevölkerung mit sich. So wagte es Guicciardini im Januar 1860, aus dem Exil nach Florenz zurückzukehren. Schon nach kurzer Zeit organisierte er eine Reihe von öffentlichen Konferenzen, die viel Aufsehen erregten und eine zahlreiche Zuhörerschaft anzogen. Hauptredner war Bonaventura Mazzarella (1818–1882), ein führender Evangelist und zugleich Philosophieprofessor an der Universität Bologna. 1861 konnte Guicciardini nach England berichten, dass es allein in Florenz bereits drei Gemeinden nach Art der „Brüder“ mit zusammen über 350 Gliedern gab.

Der Graf setzte alles daran, dass die gesetzlich garantierte Gewissensfreiheit auch wirklich gewährt wurde. Einer seiner besten Freunde, Bettino Ricasoli (1809–1880), wurde 1861 Ministerpräsident, und Guicciardini wandte sich oft an ihn um Unterstützung, wenn ihm die Freiheit des Gottesdienstes und der Evangeliumsverkündigung gefährdet erschien. So machte die Bewegung, die allgemein „Chiese Cristiane Libere“ (freie christliche Gemeinden) genannt wurde, rasche Fortschritte.

Guicciardini, seit jeher an Bildung und Erziehung interessiert, sorgte da-

für, dass an jedem Ort, an dem eine Gemeinde entstand, auch eine Schule gegründet wurde, die allen Interessierten offen stand. Ebenso wurden Abendkurse für analphabetische Erwachsene angeboten. Einen großen Teil der Unkosten für diese Arbeit bestritt der Graf aus seinem Privatvermögen; er selbst pflegte einen einfachen Lebensstil und leistete sich nur einen einzigen Luxus: den Kauf alter und seltener Bücher für seine umfangreiche Bibliothek.

Konflikte

Leider kam es in den folgenden Jahren zu Spannungen mit den Waldensern, der ältesten, bereits Ende des 12. Jahrhunderts entstandenen evangelischen Bewegung in Italien. Sie beanspruchten für sich allein das Recht, Italien zu evangelisieren, und warfen den „Brüdern“ kirchliche Unordnung vor, da sie auf eine äußere Organisation,

angestellte Prediger usw. verzichteten. Weitere Unruhen entstanden durch den Revolutionär Alessandro Gavazzi (1809–1889), dem es in einigen Gemeinden gelang, sich mit seinen eher politischen als geistlichen Ideen Gehör zu verschaffen. Guicciardini und Rossetti bekümmerten diese Entwicklungen so sehr, dass sie sich zeitweise mit dem Gedanken trugen, ihre Arbeit ganz einzustellen. Nach einiger Überlegung entschlossen sie sich jedoch, in einem Grundsatzdokument die Situation zu klären und ihre Positionen darzulegen.

Im August 1863 veröffentlichten sie die 166-seitige Schrift *Principii della Chiesa Romana, della Chiesa Protestante e della Chiesa Cristiana* (Grundsätze der römischen, der protestantischen und der christlichen Kirche), in der sie sowohl Katholiken als auch Protestanten (einschließlich der Waldenser und der Anhänger Gavazzis) einer heftigen Kritik unterzogen und ihnen die Grundsätze der wahren „christlichen Kirche“ vorhielten: die Bibel als alleiniges Glaubensbekenntnis, Brotbrechen jeden Sonntag, freie Beteiligung in den Zusammenkünften unter der Leitung des Heiligen Geistes, Ablehnung der Kindertaufe, Berufung zum Dienst durch Gott allein und nicht durch irgendeine theologische Ausbildungsstätte, Synode oder kirchliche Organisation.

Obwohl gut gemeint, hatte die Schrift fatale Auswirkungen. Viele Leser verstanden sie so, als ob sich die „freien christlichen Gemeinden“ damit als die allein richtige Kirche darstellen wollten, und distanzieren sich von diesem „exklusiven“ Anspruch. Selbst die Verbindung zu den englischen „Brüdern“ brach zeitweise ab und konnte erst 1865 durch eine Englandreise Rossettis mühsam wieder-



Palazzo Guicciardini, Cortina

hergestellt werden. In Italien kam es zu mehreren heftigen Gegenschriften und zu einer Spaltung: 22 Gemeinden unter Führung Gavazzis trennten sich von der Bewegung und gründeten 1870 eine „Chiesa Italiana Libera“ (Freie Italienische Kirche) nach presbyterianischem Muster (die sich allerdings nach Gavazzis Tod 1889 wieder auflöste).

Alter

Inzwischen ließ Guicciardinis Gesundheit allmählich nach, und er verbrachte immer mehr Zeit auf seinem Landsitz Cusona. Um den Palazzo, die Bibliothek und die Korrespondenz kümmerte sich Rossetti, der 1867 mit seiner Familie ins Hintergebäude des Palazzo eingezogen war.

Langsam erholte sich die Gemeindebewegung von der Spaltung und wuchs weiter. 1872 gab es bereits wieder mindestens 30 Gemeinden, die meisten im Norden (Piemont, Lombardei, Emilia, Toskana), einige aber auch im Süden, vor allem in Apulien. Ab etwa 1880 waren sie unter dem Namen „Chiese dei Fratelli“ (Gemeinden der Brüder) bekannt.

Während all dieser Jahre hatte Guicciardini die finanziellen Gaben verwaltet und verteilt. Mit zunehmendem Alter und zunehmender Schwäche wollte er diese Aufgabe abgeben, aber leider fand sich niemand, der sie übernehmen konnte.

In seinen letzten Lebensjahren musste der Graf noch manches Traurige durchmachen: 1882 starben seine Schwester Giulia, die als Einzige in der Familie zum Glauben an Jesus Christus gefunden hatte, und sein Mitarbeiter Prof. Mazzarella, 1883 folgte sein engster Freund Rossetti (im Alter von erst 58 Jahren). 1885 kam es in der Gemeinde von Florenz, die

fünf Jahre zuvor mit großzügiger finanzieller Unterstützung des Grafen ein neues Gebäude in der Via della Vigna Vecchia (gegenüber dem Palazzo del Bargello) errichtet hatte, zu einer unnötigen Spaltung; Guicciardini und andere verließen die Gemeinde und wurden noch nachträglich ausgeschlossen.

Heimgang

Am 23. März 1886 starb Piero Guicciardini, 77 Jahre alt, in Anwesenheit seiner Haushälterin und Sekretärin Eliza Jahier friedlich in seinem Palazzo. Auf seinen Wunsch hin wurde er in Cusona auf einem besonderen Teil des Friedhofs, den er selbst zur Beisetzung von Nichtkatholiken gekauft hatte, begraben. Auch die Grabinschrift hatte er bereits selbst verfasst; sie wurde auf eine große Säule eingraviert, die noch heute dort zu sehen ist:

*Hier liegen
die sterblichen Überreste
von Graf Piero Guicciardini
aus Florenz
der die Ehre hatte
um des Zeugnisses
des Namens Jesu willen
zu leiden.*

*Geboren 1808
von neuem geboren 1836
entschlief er im Herrn 1886.*

*Er lebt
Er wird auferstehen
Er wird mit den vom Herrn verwandelten Heiligen empfangen werden
Er wird für immer beim Herrn sein
Er wird mit dem Herrn zurückkehren
Er wird mit dem Herrn
und mit allen Heiligen regieren
Er wird in Einheit mit dem Herrn
vollkommen gemacht werden.*

Quellen:

Anonym: „Vom Beginn der Brüdergemeinden in Italien“. In: *Die Botschaft* 130 (1989), Heft 3, S. 20; Heft 4, S. 19f.; Heft 5, S. 10 (auch online auf www.bruederbewegung.de).

Daisy D. Ronco: *Risorgimento and the Free Italian Churches, now Churches of the Brethren*. Bangor (University of Wales) 1996.

Es folgen mehrere Zitate aus dem Neuen Testament und schließlich noch der Satz: „*Glücklich bist du, der du dies liest, wenn du es glaubst.*“

Guicciardini hinterließ einen wohlgeordneten Besitz. Seine Ländereien, die immer mit den modernsten landwirtschaftlichen Methoden bearbeitet worden waren, gingen auf seinen Neffen über. Mehrere wohltätige Organisationen erhielten Geldsummen, seinen Dienstboten wurde je ein Jahreslohn ausgezahlt, seine Haushälterin Eliza Jahier, der er in seinem Testament nochmals in bewegenden Worten für ihren Dienst dankte, bekam eine monatliche Rente, und auch einige der Evangelisten wurden durch lebenslange Leibrenten unterstützt. Guicciardinis Bibliothek, die Tausende seltener Bücher umfasste, darunter viele Bibelausgaben und kirchengeschichtliche Werke, auch aus seiner Zeit in England, vermachte er der

Biblioteca Nazionale in Florenz. Sie wird noch heute von Forschern aus aller Welt genutzt.

Würdigung

Graf Piero Guicciardini war einer der wenigen „Edlen“ (1 Kor 1,26), die den Weg zu Jesus Christus fanden. Reich, gebildet, geachtet und geehrt, schlug er dennoch eine irdische Karriere aus und zog es wie Mose vor, „*lieber mit dem Volk Gottes Ungemach zu leiden, als den zeitlichen Genuss der Sünde zu haben, indem er die Schmach des Christus für größeren Reichtum hielt als die Schätze Ägyptens; denn er schaute auf die Belohnung*“ (Hebr 11,25.26). Die von ihm mitbegründete Bewegung ist mit etwa 250 Gemeinden heute die zweitgrößte protestantische Gruppe in Italien; Guicciardini selbst wird mit Recht als einer der Reformatoren Italiens bezeichnet.

Michael Schneider

Nachruf auf Ebi Hof

Dieser Artikel ist in der Online-Version von *Zeit & Schrift* nicht enthalten.

Auch eine Predigt

Franz von Assisi (1181/82–1226), dessen Ziel es war, „nach der Form des heiligen Evangeliums zu leben“, kündigte seinen Brüdern eines Tages an, dass er in ein nahe gelegenes Dorf gehen wolle, um zu predigen. Einen Novizen lud er ein mitzugehen.

Auf dem Weg kamen sie an einem Verletzten vorbei. Franz blieb sofort stehen, kümmerte sich um die Bedürfnisse des armen Mannes und verschaffte ihm medizinische Hilfe.

Als sie weitergingen, sahen sie einen Obdachlosen, der dem Hungertod nahe war. Wieder unterbrach Franz

seine Wanderung und sorgte für den hungrigen, heimatlosen Mann.

Und so ging es den ganzen Tag: überall notleidende Menschen, deren sich Franz liebevoll annahm, so gut es ihm möglich war.

Als die Sonne unterging, sagte er zu seinem Novizen: „Es ist Zeit, ins Kloster zurückzukehren.“

Der junge Mann erwiderte: „Aber Ihr habt doch gesagt, dass wir ins Dorf gehen wollten, um den Leuten zu predigen!“

Darauf Franz: „Mein Freund, das haben wir den ganzen Tag getan.“

E. Carver McGriff

(nach: www.eSermons.com)